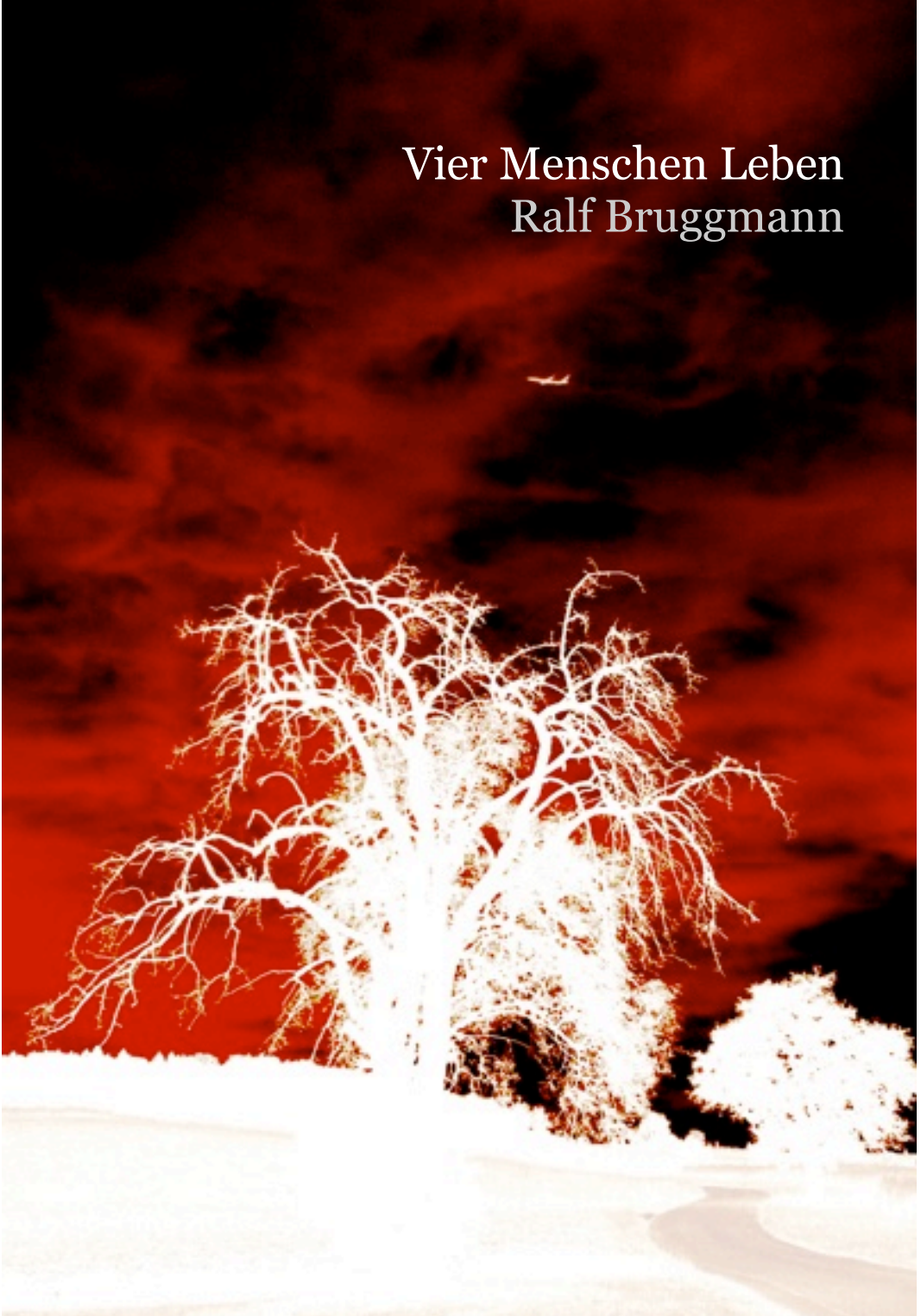


Vier Menschen Leben

Ralf Bruggmann



Vier Menschen Leben

Ralf Bruggmann

Henry oo

Die erste differenzierte Emotion, die ein Mensch empfindet, ist Unlust. Während der ersten Stunden und Tage seines Lebens manifestiert ein Säugling nur diese oder keine Gefühlsregung. Meist in einem Zustand der Ruhe, reagiert er negativ auf Reize, die intensiv genug sind, um seine hohe Wahrnehmungsschranke zu durchbrechen. Erst nach etwa drei bis vier Wochen treten die ersten positiven Äußerungen von Empfindungen auf. Von diesem Punkt aus entwickelt sich das Lebewesen in seinen Emotionen immer differenzierter. In einem Alter von etwa vier Monaten drückt es zum ersten Mal Ärger aus, nach fünf Monaten Abscheu. Erst nach fast einem Jahr kommt ein Gefühl der Fröhlichkeit zum Ausdruck, ebenso Liebe. Eifersucht entsteht etwa nach fünfzehn Monaten, und Kinder, die keine zwanzig Monate alt werden, haben sich vielleicht nie in ihrem Leben bewusst gefreut.

Angst versteckt sich ein halbes Jahr lang. Dann kommt sie hervor, entstehend durch die Fähigkeit eines Menschen, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Nähert sich dem Kind ein Fremder, zeigt es verschiedene Arten von Ängstlichkeit und Angst und lehnt den Fremden ab. Es hält sich die Augen zu, verdeckt das Gesicht, versteckt es in der Bettdecke oder beginnt zu schreien, zu weinen. Man geht davon aus, dass diese Reaktion durch die Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit entsteht, das Kind erwartet das Gesicht der Mutter und sieht sich durch den Anblick des Fremden getäuscht und verängstigt.

Während die Furcht vor Fremden wie auch diejenige vor lauten Geräuschen und plötzlichem Gleichgewichtsverlust im Laufe der Zeit abnimmt, treten phantasierte Angstsituationen, die denen der Erwachsenen recht ähnlich sind, immer mehr hervor: Angsträume und Tod, Dunkelheit und Alleinsein, Verletzungen, Unfälle und Feuer.

Henry 01

Henry erhielt seinen Namen nach dem ersten Friedens-Nobelpreisträger der Geschichte, Henry Dunant. In einer sehr friedlichen Welt wäre Henry vielleicht glücklich. Aber Henry ist nicht glücklich. Denn Henrys Welt ist nicht friedlich. In Henry herrscht Krieg.

Ein Picknick. Eine abgelegene, an drei Seiten an einen Wald grenzende Wiese. Der Himmel ist blau, kontrastiert das Blattwerk. Wolken sind keine zu sehen. Henry ist vier Jahre alt. Seine Eltern lieben sich noch immer und sie lieben ihren einzigen Sohn. Und es ist friedlich, das Picknick, wie aus dem Bilderbuch, das jede Familie gerne zeichnen würde, in dem jeder Mensch gerne vorkommen will. Die Sonnenstrahlen fallen auf die karierte rote Wolldecke, auf der kleine Plastikdosen liegen, mit blauen Deckeln. Eine Dose ist bereits offen, und die Mutter schneidet Brot auf einem Holzbrettchen, und der Sonnenschein fällt auch auf das Messer und wird reflektiert und zaubert einen hellen Strich auf das Gesicht des Vaters. Henry sieht seinen Vater an, und der Vater beobachtet die Mutter beim Schneiden, lächelnd. Sie sieht schön aus, nicht nur im Sommerlicht. Immer. Er bemerkt die Finger seiner Frau, sieht, dass sie dem Messer bedrohlich nahe kommen. Sei bitte vorsichtig, sagt er in einem gespielt sorgenvollen Ton, doch zu spät. Die Frau blutet, aber nicht stark, und sie lacht über ihr Missgeschick, und der Mann sucht und findet ein Heftpflaster und verarztet den Finger, das Lächeln ist ein wenig besorgter, aber noch immer entspannt, und der kleine Henry spielt neben der Wolldecke mit einem Ball. Er wirft ihn dem Himmel entgegen, doch der will ihn nicht haben und lässt ihn wieder nach unten fallen, wo der Junge ihn auffängt. Die Eltern schauen im-

mer wieder zu ihrem Sohn, und Stolz ziert ihre Gesichter, die Art von Stolz, der zieren darf, der weder falsch ist noch erniedrigend.

Zwei junge Männer. Einer mit dunklen Haaren, der andere blond. Sie nähern sich der karierten roten Wolldecke, ziemlich lautstark, der Vater schaut auf und schüttelt den Kopf. Sie sind betrunken, die beiden Männer, ihr Gang ist unsicher, schwankend, immer wieder stoßen sie zusammen und lachen. Man versteht nicht, was sie sich sagen. Man kennt zwar die Sprache, aber durch den Alkohol sprechen sie anders, undeutlich. Sie halten grüne Bierbüchsen in der einen Hand, Zigaretten in der anderen, tragen Jeans und Lederjacke, und der Vater wundert sich, denn es ist warm, er selbst schwitzt ein wenig, obwohl er nur ein dünnes Hemd trägt. Die Mutter schaut nicht zu ihnen hin, sondern auf das Pflaster um ihren Finger. Erst als die Männer vor der Wolldecke stehen und sie laut ansprechen, blickt sie auf.

Später liegen zwei Menschen auf einer roten Wolldecke. Ein kleiner Junge sitzt nebenan im Gras, in den Händen ein zerschnittener Ball. Um die Decke verstreut liegen leere Plastikdosen und blaue Deckel. Das Sonnenlicht fällt auf das Messer im Vater und wird reflektiert und zaubert einen hellen Strich auf das Gesicht des Kindes. Die Mutter blutet, und der Vater auch, und auf der Haut der beiden kleben unzählige Heftpflaster. Ein lauer Wind weht über die Wiese, eine Plastiktüte wird von ihm über den Boden getragen, bleibt immer wieder liegen und wird immer wieder weiter bewegt. Das Kind streicht blutige Finger an seiner Hose ab.

Sarah oo

Während einige Menschen süchtig sind nach Beziehung, süchtig nach Romanzen, süchtig nach Sex, sich an andere Menschen klammern, und dies unabhängig von Geschlecht, Familie, Bildungsniveau und sozialem Status, haben andere Menschen regelrecht Angst, eine partnerschaftliche Bindung einzugehen, haben Angst vor der Ehe, vor einer intensiven Lebensgemeinschaft. Es gelingt ihnen nicht, Nähe zu anderen Menschen herzustellen, und sie leiden oft darunter, sich selbst nahe zu sein. Beziehungsunfähige Menschen wollen durchaus eine Bindung eingehen, sind aber kaum in der Lage, echte Beziehungen aufzubauen, viel eher leben sie in Pseudobeziehungen. Gründe für diese Beziehungsangst sind beispielsweise die neue Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, schlechte Erfahrungen in früheren Beziehungen, tiefsitzende psychische Konflikte (Angst vor dem anderen Geschlecht, nicht akzeptierte Bi- oder Homosexualität, versteckte Ablehnung des Kinderwunsches, sexueller Missbrauch). Kinder, die oft umziehen mussten und nicht in der Lage waren, feste Freundschaftsbeziehungen aufzubauen, können in ihrem späteren Leben ebenso beziehungsgestört werden wie Kinder, die einer gewaltvollen Ehe der Eltern entwachsen sind, oder solche, die nur mit einem Elternteil groß geworden sind, ohne feste konstruktive Beziehungen zu erfahren, ohne zu lernen, wie Beziehungen zwischen zwei gleichberechtigten Partnern zufrieden stellend gelebt werden können.

Sarah 01

Sie kauft sich Magazine am Bahnhof. Dazu Zigaretten. Sie nimmt eine aus der Schachtel und verstaut diese mit den Illustrierten in ihrer Handtasche. Verloren steht sie in der großen Halle. Die Uhr an der Wand zeigt genau neun Uhr an, die langen Metallfinger bilden einen rechten Winkel. Sie hält sich Daumen und Zeigefinger vor ihr Gesicht, im selben Winkel wie die Zeiger. Um neun Uhr fünfzehn fährt ihr Zug ab. Noch eine Viertelstunde Zeit, um sich zu verabschieden. Nicht von ihrer Begleitung am Bahnhof, denn es ist niemand da, sie ist alleine gekommen. Sie nimmt Abschied von dieser Stadt, von ihrem alten Dasein. In fünfzehn Minuten fährt sie in ein neues Leben. Sie kramt in der Tasche, die Zigarette steckt im Mund, sie sucht ein Feuerzeug. Ein Mann, der in ihrer Nähe steht, tritt zu ihr hin, hält eine Flamme vor ihr Gesicht. Sie führt die Zigarette an das Feuer, zieht und nimmt sie aus dem Mund, ein knappes, leises Danke murmelnd. Und wendet sich ab. Er ist schön, dieser Mann, vielleicht ein wenig älter, als sie es ist, mit bereits leicht angegrauten Schläfen und sonst schwarzem Haar. Das Gesicht ist charaktervoll, das Kinn markant, die Augen dunkel. Er schaut ihr nach, wie sie sich von ihm entfernt, sie kann seine Blicke in ihrem Rücken spüren, aber sie kümmern sie nicht weiter. Sie schaut erneut zur Uhr. Sie ist nervös, ist sich nicht sicher, ob sie das Richtige tut, die Zweifel plagen sie. Nach einigen hastigen Zügen wirft sie ihre Zigarette auf den Boden, tritt mit dem Fuß darauf und dreht diesen schnell auf dem Ballen hin und her, man könnte vermuten, sie tanze Twist.

Die Sonnenbrille auf ihrer Nase versteckt die Augen, niemand würde merken, wenn sie weinte. Aber sie tut es nicht. *Sie* würde es merken, und sie will es nicht zulassen. Dazu scheint ihr kein Anlass gegeben, und außerdem hat sie bereits zu viele Tränen in ihrem Leben vergossen, hat sie vergeudet

an die falschen Menschen, an die falschen Männer. Sie denkt daran, und sie muss ein wenig lachen, sie macht sich lustig über sich selbst. Sie muss sich also Mühe geben, nicht zu weinen wegen den Männern, sie beißt auf die Lippen, damit die Tränen in ihr bleiben. Doch sie verlässt ihre Heimatstadt, verlässt ihr altes Leben, und warum? Das spöttische Lachen auf ihrem Gesicht erstirbt, die harten Konturen legen sich wieder in ihre Position. Nach einem erneuten Blick auf die Zeiger der Uhr geht sie zum Ausgang. Es ist neun Uhr zehn, der Zug ist bestimmt schon eingefahren. Noch fünf Minuten.

Sarah sitzt am Fenster, der Bahnhof zieht langsam davor vorbei. Einige Menschen stehen noch auf dem Bahnsteig, winken ihren Lieben, die mit demselben Zug wie sie die Stadt verlassen. Ihr winkt niemand. Wahrscheinlich würde sie auch nicht zurückwinken. Sie nimmt die Sonnenbrille ab, legt sie auf das kleine Tischlein an der Wand und lehnt sich zurück. Sie nimmt ihre Handtasche auf den Schoß und schaut hinein, die Finger durchwandern den Inhalt, und endlich findet sie ihr Feuerzeug, zündet sich eine weitere Zigarette an. Die Landschaft rauscht immer schneller vorüber, sanft wird sie in das Polster gedrückt. Nur wenige Menschen sind im gleichen Abteil wie sie, über einigen Sitzen steigen erste Rauchschwaden auf und werden vom Licht der Morgensonne erfasst, das den Zug durchflutet. Viele kleine Rauchzeichen aus vielen kleinen Welten, denkt sie.

Sie denkt viel nach. Sie denkt: ‚Mit dem Belügen aufhören. Mit dem Verschweigen, mit dem Schweigen aufhören. Jedes Wort ist eine Illusion, hohl und leer, und zusammengefügt zu Sätzen und Meinungen und Geschichten entsteht die große, die ultimative Illusion, das hohle Leben, außen schön bemalt und verziert und geschmückt, innen jedoch hässlich und nicht an

das Tageslicht gewöhnt. Es wird schnell gebaut, überall Baustellen, aufgerissene Strassen und abgesperrte Plätze, der Mensch sieht es nicht gerne, wenn Dinge zu lange gleich bleiben, außer man ist stolz oder überzeugt oder zufrieden. Dann soll alles immer so bleiben. Doch das ist selten, und immerzu baut man und nie zur Zufriedenheit, und auch ich baue immer und werde immer unzufriedener. Alles Alte ist mir bekannt und verhasst, und alles Neue ist ebenso verhasst, weil es fremd ist. Ich baue immer, außen, denn dort soll es schön aussehen, für die anderen, für mich. Mit dem Verschweigen aufhören, jedes Wort ist eine Lüge, meine Baustellen sind Lügen, Illusionen, erstellt, um zu schweigen. Nur, um schweigen zu können.'

Sie dachte manchmal auch: 'Verdammt, mein Leben ist wirklich nicht schlecht, ich habe einige Freunde, viele Bekannte, ich muss nicht am Hungertuch nagen, mein Job ist in Ordnung, was brauche ich noch, um glücklich zu werden?' Jetzt machen diese Gedanken weniger Sinn, schließlich ist auf einer Flucht vor dem bisherigen Leben. Und eigentlich kennt sie die Antwort, sie kennt zumindest einen, vielleicht *den* Grund, weshalb sie *nicht* glücklich ist.

Mike oo

Der Mensch ist von Natur aus böse, das will uns sinngemäß bereits das Alte Testament lehren. Auch Verhaltensforscher sind zum Teil noch heute von dieser These überzeugt, die Entladung von Aggressionen wird als rein instinktives Verhalten gedeutet.

Die Produktion von Erregungen im Aggressionszentrum zwingt den Menschen dazu, aktiv nach Gelegenheiten zu suchen, ihren Trieb in einer Handlung ablaufen zu lassen. Wenn die Möglichkeit, Aggressionen zu entfalten, lange Zeit unterdrückt wird, sinkt die Reizschwelle, und schon geringe Anlässe können zu einer Auslösung führen.

Entgegen der Ansicht der angeborenen Aggression existiert auch die Hypothese, der Trieb werde durch äußere Einflüsse verursacht, herangezüchtet. Kinder, die in einem gewalttätigen Elternhaus aufwachsen, neigen in ihrem späteren Leben eher dazu, selbst ein aggressives Verhalten zu entwickeln. Für diese Theorie sprechen auch Ergebnisse aus Untersuchungen bei Eskimos. Die Kinder werden repressionsfrei erzogen, nur mit einem Minimum an Versagungen und Frustrationen lernen sie die Regeln für ein praktisch aggressionsloses Zusammenleben. Ganz im Gegensatz zu der Friedlichkeit solcher Völker steht unsere Leistungsgesellschaft, welche sich durch rücksichtslosen Konkurrenzkampf auszeichnet, der schon durch entsprechende Erziehungsmethoden in früher Kindheit vorbereitet wird.

Mike 01

Mike erwacht in einem fremden Zimmer, die Farbe Weiß bestimmt den Raum. Die Wände sind weiß, die Bettlaken und Kissen ebenso, auch die Decke, die Türen, die Fensterrahmen. Nur der Kunststoffboden ist dunkelgrün gemustert. Muss man sich so den Himmel vorstellen, fragt er sich. Er liegt in einem Bett, ziemlich hoch über dem Boden, über ihm hängt eine Stahlschnur von der Decke, an deren Ende ein trapezförmiger, beige gefarbener Griff angebracht ist. Neben seinem Bett steht ein zweites, scheinbar unbenutztes. An der Wand hängen Bilder, Aquarelle mit Sonnenaufgängen und Frühlingslandschaften in leuchtenden Farben, sie verstärken die Wirkung der weißen Wände und sie gefallen ihm nicht. Das Fenster gibt den Blick frei auf einige nahe Baumwipfel, dahinter liegen Häuser und Wiesen und Hügel. Der Himmel ist bewölkt und beinahe so weiß wie die Zimmerdecke.

Er betrachtet seine Hände, hält sie vor seine Augen. Sie sind beide in dicken Verband eingewickelt, die linke Hand vollständig, bis zum Handgelenk, an der rechten liegen nur der kleine und der Ringfinger frei. Der rechte Arm ist steif, ein Gips umhüllt ihn bis zu den Schultern, der linke scheint unverletzt, er kann ihn bewegen. Er lupft die Bettdecke ein wenig, auch sein linkes Bein ist eingebunden, außerdem der Schambereich und der Bauch. Mit seinen unverletzten Fingern berührt er sein Gesicht. Auch auf seiner Nase und um seinen Kopf liegen Bandagen, seine Lippen sind geschwollen. Er schläft wieder ein.

Sein Vater hatte es ihm eingeprägt. ‚Wenn du nicht der Gescheitere bist, dann Sorge dafür, dass du der Stärkere bist. Wenn dein Verstand unterliegt, dann siege mit den Fäusten.‘ Er hatte ihm gesagt, dass es nicht so wichtig

sei, wie viel man weiß und ob man die Hauptstädte aller Länder auswendig kennt. Wen interessiert es schon, wie der längste Fluss von Polen heißt? Nein, sein Vater wusste, worauf es ankommt im Leben, er wusste, was er Mike beizubringen hatte, um aus diesem einen Mann zu machen, der auf sich stolz sein kann, der es zu etwas gebracht hat.

Mike lebte mit seiner Familie in einem kleinen Haus am Stadtrand, sie hatten eine große Wiese hinter dem Haus, auf welcher sie jeweils Fußball spielten, bis sie den Ball nicht mehr erkennen konnten in der Dunkelheit, er, sein Vater und sein kleiner Bruder. Manchmal kamen auch die Nachbarsjungen vorbei, aber als sie immer verloren, blieben sie lieber bei ihren Müttern. Es war sowieso viel besser, wenn nur sie drei da waren. Der Vater stand jeweils zwischen den Pfosten, und sein Bruder Patrick und er spielten Mann gegen Mann. Es gab oft ziemlich wilde Kämpfe, sein Bruder weinte, weil er diese Kämpfe immer verlor. Meist begann es ganz harmlos, Patrick warf ihm vor, er habe ihn getreten, ihn gefoult. Natürlich wusste es Mike besser, er war ein fairer Spieler. Sie gerieten in einen Streit, und schon nach kurzer Zeit lag der kleine Patrick unter ihm und winselte um Gnade. Na ja, er winselte nicht gerade, für sein Alter war er auch schon ziemlich stark, aber immer noch schwächer als Mike, der ja auch zwei Jahre länger auf dieser Welt war. Der Vater hatte immer gelacht und gesagt, der Stärkere soll gewinnen. Und Mike war nun mal stärker. In den letzten Jahren ihrer Kindheit hatte Patrick aber ziemlich aufgeholt, und Mike wollte nicht mehr so oft Fußballspielen. Irgendwann hat man einfach genug.

Erneut erwacht er, nun ist der Himmel vor dem Fenster blau, die Sonne wirft Strahlen in das Zimmer. Es sieht freundlicher aus, nicht nur wegen der Sonne, auch wegen der Frau, die sich an seinem Bein betätigt, einen neuen Verband umbindet. Sie bemerkt, dass er wach ist.

„Oh! Guten Morgen!“

„Ist er das? Ist es ein guter Morgen?“ will Mike wissen.

„Ich denke doch schon. Für sie bestimmt, jetzt, da sie aufgewacht sind.“

Ihre Stimme ist warm, fürsorglich. Er fragt sich, ob sie das immer ist, oder ob es nur ihre Krankenschwesterstimme ist.

„Habe ich lange geschlafen?“

„Mmh, ein paar Tage.“

„Tage?“

„Ja, sie wurden am Sonntag hier eingeliefert, glaube ich. Und heute ist Donnerstag!“

„Ach!“ Er sortiert Gedanken, sucht Erinnerungen. „Ah ja... es gab da wohl einen kleinen Zwischenfall.“

„Sieht ganz danach aus. Sie sind ganz schön unter die Räder gekommen. Aber ich werde gleich dem Arzt Bescheid sagen, dass sie wach sind, er kann ihnen dann alles erklären.“

„Wie sie meinen.“

Sie schlägt die Decke wieder über das Bein. „Ich bringe ihnen dann noch etwas zu Trinken. Mineralwasser oder Tee?“

„Wasser, bitte, keinen Tee!“

„O.K., kommt sofort. Und der Arzt ebenfalls, nur noch einen Moment Geduld.“

„Kein Problem. Ich habe sowieso gerade nichts Dringendes vor!“

Sie lächelt ihn kurz an, dreht sich um und verlässt sein Zimmer. Er ist wieder allein. Sein Kopf dröhnt ein wenig, er fühlt sich, als ob ihm jemand einen Hammer auf sein linkes Ohr dreschen würde. Er führt seinen unverletzten Arm an seinen Kopf, berührt das Ohr, das unter dem Verband pulsiert. Nadeln scheinen ihn zu durchstechen, erschrocken zuckt er zusammen.

Laura oo

Man kann die Art von Bedürfnissen in fünf Stufen aufteilen. An erster Stelle stehen die physiologischen Bedürfnisse, Notwendigkeiten wie Luft, Wärme, Flüssigkeit, Nahrung, Schlaf, Raum, Bewegung und Sexualität. Dann folgen Sicherheitsbedürfnisse nach Stabilität, Geborgenheit, Schutz, Angstfreiheit, Struktur, Ordnung und Grenzen. Die nächste Stufe bilden Dinge wie Liebe, Zuneigung und Freundschaft. Als vierte Stufe kann man das Verlangen nach Achtung formulieren, Stärke, Leistung, Kompetenz, Aufmerksamkeit, Anerkennung, Wertschätzung, Status und Ruhm. Und zuletzt finden sich die Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung und Sinnsuche.

Die Bedürfnisse der höheren Stufen können immer erst dann befriedigt werden, wenn die vorhergehenden Bedürfnisse nicht nach Erfüllung drängen.

Laura 01

Die Tropfen schlagen hart auf dem Blech des Wagens auf, es klingt wie ein Maschinengewehr. Sie ist unter Beschuss, doch das Dach gibt ihr Schutz. Zumindest gegen den Regen. Sie steht nun schon etwa zwanzig Minuten auf diesem Parkplatz am Rande der Autobahn. Ihre Schultern hängen herunter, die Hände liegen in Schoß. Ihr Blick dringt durch die Windschutzscheibe hinaus in die Nacht. Sie zieht die Zigarettenschachtel aus der Handtasche auf dem Beifahrersitz und zündet sich eine an, bläst den Rauch an das Fenster vor ihr. Er prallt auf und zerstiebt auf alle Seiten, verflüchtigt sich im Innenraum. Der Aschenbecher an der Mittelkonsole quillt über, sie öffnet kurz die Türe und schüttet die Stummel und die Asche auf den Asphalt.

Das Wagendach klingt im Regen ähnlich wie das Blech im Wald.

Ihr Lieblingsplatz war der Wald am Ende ihres Grundstückes, zusammen mit Lucky, ihrem Golden Retriever hielt sie sich so oft wie möglich dort auf. Die Eltern sahen es zwar nicht allzu gerne, fürchteten Gefahren, die Laura nicht verstehen konnte, dennoch untersagten sie es ihr nicht, sie untersagten eigentlich überhaupt nichts. Laura und Lucky liefen zwischen den hohen Bäumen umher, der Hund machte Jagd auf Kaninchen und Eichhörnchen, während sie Jagd auf nichts und niemanden machte, sie rannte nur, hüpfte über Wurzeln, die aus der Erde ragten, und über umgekippte Baumstämme. Ihr Vater hatte ihr gesagt, dass der Wald bis zu den blau markierten Bäumen ihnen gehöre, der Rest sei für alle Menschen da. Aber sie sah diese Menschen nie auf der anderen Seite der Grenze, niemand schien etwas von dem Wald wissen zu wollen, und so erklärte sie bald den ganzen Wald zu ihrem Reich, zu ihrem eigenen Land. Sie war die Königin, Lucky

war sowohl Prinz als auch Untertan, und sonst waren da keine Bewohner mehr, nur noch die Tiere, die als Fußvolk galten.

Der Wald war ihr Fluchtland, ihre zweite Welt, wenn sie aus der ersten, der ‚richtigen‘ Welt ausbrechen wollte. Sie mochte die Weitläufigkeit ihres Hauses nicht, mochte nicht den Klang ihrer Schritte auf dem Parkettboden und ebenso wenig denjenigen ihrer Stimme in der großen Halle. Sie war klein, ein kleiner Mensch, doch das Gebäude mit seinen unzähligen hohen Zimmern und Fluren machte sie noch viel kleiner. Der Wald war zwar viel größer als das Haus, aber die Stimmung, die von ihm ausging, war anders, wärmer, behaglicher.

Sie hatte in ihrem Wald eine bevorzugte Stelle, einen Lieblingsplatz ihres Lieblingsplatzes. Etwa dreißig Meter von der angrenzenden Wiese entfernt stieg der Boden ein wenig an, eine kleine Erhebung, auf deren Spitze sich wiederum eine Vertiefung gebildet hatte. Am Rande dieses Loches hatten sich kleine Bäume hingestellt, rundherum wuchsen sie in die Höhe, nur ein kleines Stück war ausgespart und auch nicht so hoch wie der übrige Rand, so dass er sich gut als Eingang eignete. Der Innenraum hatte etwa die Größe ihres Zimmers im Haus, das Blattwerk der umliegenden Bäume bildete das grüne Dach. Die Natur legte ihre schützende Hand über Lauras Paradies, und sie fühlte sich geborgen darunter.

Der Gärtner ihres Vaters hatte ihr einmal geholfen, einen kleinen Schrank und zwei Sessel hinauszuschaffen, die nun die spärliche Einrichtung ihrer Wohnung im Wald darstellten. Er hatte ihr auch ein kleines Dach aus Wellblech gezimmert, so dass sie trocken blieb, wenn die Blätter den Regen durchließen. Ihre Eltern wussten nichts über den Sondereinsatz ihres Gärtners, sie hatten keine Ahnung, was sich ihre Tochter da geschaffen hatte. Sie glaubten, Laura sei einfach gerne an der frischen Luft, draußen im

Wald, und Laura hatte nicht vor, ihnen etwas anderes zu erzählen, sie hatte sie nie zu sich eingeladen.

Sie lässt den Motor wieder an, dennoch fährt sie noch nicht ab. Die Klimaanlage nimmt den Betrieb wieder auf, die Wärme, die sich in den vergangenen Minuten davongeschlichen hatte, kehrt langsam wieder zurück. Sie klappt die Sonnenblende herunter, betrachtet ihr Gesicht im kleinen beleuchteten Spiegel. Sie schaut in ihre Augen, sie kann tief hineinsehen, dringt vor in weit entfernte Welten, so fern und doch noch in ihrem Innern, in ihrem Kopf. Und die Welten sind leer, zumindest erkennt sie keine Formen, keine Farben, nur schwarz. Eine Leere, soweit das Auge reicht. Die Menschen in ihrem Leben, alle Menschen, die darin spielen, sagen ihr immer wieder, sie sei eine schöne Frau, hübsch, einige benutzen sogar Worte wie ‚wundervoll‘, ‚traumhaft‘, einige sagen auch ‚scharf‘. Doch wie sie es auch immer ausdrücken, alle halten sie irgendwie für gutaussehend, für schön. Warum ist ausgerechnet sie die Einzige, die diese Ansicht nicht teilt? Ihr Make-up hat sich verflüssigt, dringt immer mehr in ihr Gesicht vor und gibt Schatten an, wo keine Schatten sind. Die Wimpern kleben aneinander, sie glitzern leicht im Schein des schwachen Lichts am Spiegel, ebenso die Augen und ihre Wangen. Mit einem Taschentuch wischt sie die Spuren weg, die ihre Tränen gezeichnet haben, putzt sich mit demselben Taschentuch die Nase.

Der Motor brummt leise. Sie drückt auf das Pedal, und der Wagen schleicht vom Parkplatz, wieder zurück auf die Autobahn. Sie ist müde, sie hat Hunger. Sie fährt nur bis zur nächsten Raststätte.

Henry 02

Die Großmutter liebte Henry auch. Fast so sehr, wie sie Gott liebte. Ein Bild von Henry stand in einem kleinen goldenen Stehrahmen im Büchergestell, neben einer Skulptur einer geöffneten Hand, die einen schlafenden Kinderkörper umschließt. Das Kruzifix hing über dem Kopfende des Bettes, den ganzen Tag über angeschaut von Jesus, der an der gegenüberliegenden Wand in einem ebenfalls goldenen Rahmen wohnte. Abgesehen von den Abbildern des Enkels und Gottes Sohn waren die drei Zimmer der Wohnung spärlich ausgestattet, ein nackter Tisch und Stühle, zwei abgewetzte Polstersessel und ein zweiter, niedriger Tisch im Wohnzimmer, dazu je ein Bett, ein Schrank und eine Kommode in den beiden Schlafzimmern. Es war ein Mehrfamilienhaus, aber dennoch wohnte sonst niemand mehr darin.

Sie trug viel Liebe in sich, doch sie hatte nie richtig gelernt, diese Liebe in geeigneten Bahnen nach außen dringen zu lassen. Lange Abschnitte ihres Lebens spielten sich in Zeiten ab, in welchen Zuneigung und Herzlichkeit eine untergeordnete Rolle einnahmen. Henry war ihr einziges Enkelkind, und alles, was ihr versagt geblieben war, alles, was sie bisher nicht ausleben konnte, konzentrierte sie nun auf ihn. Die bescheidenen finanziellen Verhältnisse ließen es aber nicht zu, aus Henry ein verwöhntes und verhätscheltes Kind zu machen. Dennoch, ihr Leben, ihr irdisches Leben drehte sich einzig und allein um den Jungen, während auf geistlicher Ebene nur Gott und sein Sohn von Belang waren.

Obschon sie es verstand, ihm ein Zuhause in einer ungezwungenen und freien Atmosphäre zu bieten, war es ihr wichtig, ihren Glauben auch auf Henry zu übertragen. Sie hielt ihn zu regelmäßigem Beten an, schleppte ihn sonntags in die Kirche und erzog ihn zwar liebevoll, aber auch mit christlicher Disziplin.

Im Badezimmer war während des ganzen Jahres das Fenster weit geöffnet, nur während einem Gewitter wurde es von der Großmutter geschlossen, begleitet von einem dem Unwetter entgegengemurmelten Stossgebet.

An einem lauen Sommerabend saß der kleine Henry auf der Toilette, die Füße baumelten knapp über dem Boden, die Unterhose war zu Boden gefallen. Er hatte die Ellbogen auf die Oberschenkel gestützt und das Kinn in die Hände gelegt, starrte an die Türe, auf ihre rostige Klinke. Die Großmutter hatte soeben gerufen, sie gehe schnell hinter das Haus, um die Wäsche zu holen, die dort an der Wäscheleine trocknete. Henry sah sie in Gedanken die Treppen hinuntersteigen, sah sie um die Ecke biegen, sah sie mit dem umgehängten Sack mit den Wäscheklammern die wenigen Kleidungsstücke von der Schnur nehmen. Oft hatte er sie auf diesem Weg begleitet, und auch dieses Mal tat er es, irgendwie. Dann hörte er ein Summen an seinem Ohr und erschrak, seine Großmutter verschwand aus seinem Kopf. Er fuhr mit seiner Hand nach hinten und traf etwas, das seinerseits erschrak und sich wild in der kleinen Toilette zurechtzufinden suchte. Die Wespe oder Biene, er wusste es nicht genau, sie machte Henry nervös, und je länger das Tier um seinen Kopf flog, um so heftiger versuchte er, es abzuwehren, um so mehr stieg die Angst vor einem Stich. Bisher hatte ihn noch nie eine Wespe gestochen, auch keine Biene. Aber die Großmutter sagte, diese Insekten hätten giftige Stacheln, die sie in die Haut bohrten und die dann abbrachen, und es schmerzte und sei enorm schwierig, den Stachel wieder herauszuziehen. Hastig griff er zur Papierrolle neben der Toilette, reinigte sich notdürftig und angelte mit den Händen nach den Unterhosen, noch immer auf der Schüssel sitzend. Als er die Hose endlich ergriffen hatte, war das Summen wieder an seinem Ohr. Er sprang auf, verfiel sich mit den Füßen in den Öffnungen der Unterhose und stolperte. Die Türklinke traf

den Kopf am linken Ohr und hielt dieses fest, zerriss die Haut und ließ dann los, und Henry stürzte unter einem kleinen Schrei zu Boden. Das Insekt stach ihn derweil in den nackten Oberschenkel.

Der Alkohol brannte ein wenig, die Großmutter klebte das zertrennte Ohr mit Klebeband zusammen. Mit ihrer knochigen Hand strich sie Henry über dessen blondes Haar, betend. Henry war still, die Tränen waren zu Krusten in seinen Augenwinkeln geworden. Sein Blick hatte sich starr an sein Bein geheftet, wo sich langsam ein roter Kreis bildete.

Wenn Henry heute sein vernarbtes Ohr befühlt, spürt er noch immer den Stich im Oberschenkel. Das Haar, das die Großmutter früher oft streichelte, ist licht geworden, an den Seiten hat sich die Stirne weit über den Kopf ausgebreitet. Das linke Ohr ist gespalten, die äußere Hälfte steht unnatürlich von seinem Kopf ab. Henry trägt gerne Wollmützen. Im Winter. Im Frühling. Im Juli. Es ist ein heißer Sommer, schon seit vier Wochen hat es keinen Tropfen mehr geregnet. Man kann sich mit dem Kopf auf den Rasen legen, um das Gras wachsen zu hören, doch man vernimmt kein Geräusch, denn das Gras wächst nicht, nicht im Moment. Braun und dürr lugt es aus dem Boden, und wenn es wirklich Töne von sich gibt, dann sind es Rufe nach Wasser.

Die Luft flimmert über dem Asphalt, er mutet flüssig an. Er stellt sich vor, über das Meer zu gehen. Der Blick ist weit nach vorne gerichtet, immer wieder fahren Schiffe auf Rädern vorbei. Der Schweiß sammelt sich unter der Mütze, läuft langsam über das Gesicht, und immer wieder fährt er mit seinem Handrücken über die Haut, seit das Taschentuch dafür zu feucht geworden ist. Die Schiffe hupen, denn es ist eine Hauptstrasse, auf der er geht, nicht immer am Rand, aber Henry kümmert sich nicht darum. Er nimmt einen Schluck aus der Flasche, die er in der Hand trägt. Das Wasser

ist warm. An einer Brücke geht er von der Strasse, hin zu dem kleinen Rinnsal eines Baches, der den Weg kreuzt. Er legt den Rucksack und seine Mütze auf den Boden und füllt seine Handflächen mit dem klaren Nass, spritzt es sich ins Gesicht, an den Hals. Im Schatten der Brücke setzt er sich hin, lehnt seinen Rücken an den kühlen Beton. Neben ihm stehen Schuhe, das Wasser umspielt seine nackten Füße. Er schließt die Augen und hört Blasmusik, wie an New Orleans-Beerdigungen. Er will sie nicht hören, diese Blasmusik, aber sie ist da, ist in seinen Ohren, im halbierten und im ganzen. Er drückt seine Handflächen auf sie, damit dieser Klang verschwindet, aber noch immer Blasmusik. Trompeten, Posaunen, Hörner, Saxophone. Könnte er in seinen Kopf kriechen, sich Zugang zu ihm verschaffen, er würde sie alle töten. Alle Bläser würde er umbringen, würde ihnen ihre Trompeten und Posaunen, ihre Hörner und Saxophone über die Köpfe dreschen. Doch er kann es nicht, er kann nicht in seinen Kopf. Und immer diese Blasmusik.

Sarah 02

Sie macht sich eine Liste mit fünf Namen. Sie sagt sich: ‚Fünf ist nicht allzu viel für eine achtundzwanzigjährige Frau!‘ Sie legt die Liste zusammengefasst auf den Sitz neben sich. Ein Mann mit Hemd und einem kleinen Wagen geht vorbei, er verkauft Snacks und Getränke. Sie nimmt einen Kaffee mit Milch und Zucker, stellt ihn auf das Tischlein und nimmt das Blatt Papier wieder zur Hand.

Nummer Eins

Henry

Eigentlich dürfte er auf dieser Liste nicht aufgeführt sein. Schließlich waren sie nie richtig zusammen, waren nie Geliebte, nie Liebende. Dennoch findet sie, er gehöre auch dazu. Schließlich war er so etwas wie der erste Mann in ihrem Leben.

Sie war neunzehn Jahre alt, als sie Henry kennen lernte. Er war ein knappes Jahr älter und besuchte einige derselben Vorlesungen an der Universität, an der sie studierte. Er war schon auf der gleichen Eliteschule wie sie, in einer anderen Klasse, und darauf sprach sie ihn eines Tages auch an. Hätte es diese Verbindung nicht gegeben, sie wäre nie zu ihm hingegangen, hätte sich nicht für ihn interessiert, denn er machte keinen interessanten Eindruck. Das einzig Besondere in visueller Hinsicht war sein linkes Ohr, das am oberen Ende einen tiefen Riss aufwies, so dass ein Teil seltsam nach außen geklappt war. Ansonsten war er kein schöner Mann, eigentlich war er

noch gar kein Mann, seine Gesichtszüge waren noch sehr kindlich, ein Bartwuchs war kaum zu erkennen und seine Statur klein und schwächig. Sie hatte ihn nach einer Schulstunde angesprochen, ihn gefragt, ob er nicht auf derselben Schule gewesen sei wie sie. Zu ihrer Überraschung wusste er, wie sie hieß, er hatte sie oft in der Bibliothek gesehen und dabei auf ihr Notizbuch geschaut. Er nannte seinen Namen, und sie versuchten ein zwangloses Gespräch, doch es blieb beim Versuch, da weder Henry noch sie in der Kunst des freien, ungezwungenen Sprechens sonderlich beschlagen oder geübt schienen. Das übliche ‚Man sieht sich sicher ab und zu!‘ ließ sie wieder auseinander gehen.

Man sah sich natürlich, ab und zu und mehr, denn an den meisten Vorlesungen, die Sarah besuchte, beteiligte sich auch Henry, auch er studierte Literatur als Hauptfach, und auch er schien amerikanische Erzähler zu mögen. Als sie ihn einmal mit einem Buch von Hemingway auf der Wiese vor dem Hauptgebäude sitzen sah, ging sie zu ihm hin.

„Gutes Buch?“

Henry zuckte mit den Schultern und wies darauf hin, dass er erst einige Seiten gelesen hatte.

„Ich kann es noch nicht beurteilen. Aber ‚Der alte Mann und das Meer‘ hat mir gut gefallen. Was liest du gerade?“

„Truman Capote, ‚Die Grasharfe‘“ antwortete Sarah, und Henry lächelte. Sie hatte dieses Gesicht, das er nun trug, noch nie zuvor gesehen. Vielleicht hat ein Lächeln eine größere Wirkung, wenn es nur selten auftritt, so wie man sich mehr über die Sonne freut, wenn es zuvor drei Wochen geregnet hat.

„Das ist mein Lieblingsbuch!“ erklärte Henry.

„Wirklich?“ Sarah war ehrlich überrascht, denn auch wenn sie sich bisher keine Gedanken gemacht hatte, was hinter der ernsthaften Fassade von

Henry sich verbarg, so hatte sie ihn doch unbewusst eingeschätzt, falsch eingeschätzt, wie es schien.

Sie setzte sich neben ihn. Lange Zeit fiel kein Wort, Henry traute sich nicht, einfach weiterzulesen, und mitten in die Stille ihrer Gemeinschaft fragte er: "Hast du Lust auf einen Kaffee?"

Henry war interessant. Er war intelligent und auf eine rührende Art witzig. Und er war sensibel. Männer hatten Sarah immer ein wenig abgeschreckt, zu stark, zu unverwundbar schienen sie ihr zu sein, oberflächlich, viele sogar ziemlich dumm. Henry war der erste Mann, der ihr das Gefühl gab, nicht nur die Hülle einer Frau zu tragen, der erste Mann, der auch die Frau hinter dieser Hülle sah, den Menschen Sarah. Sie war schon mit einigen Jungs ausgegangen, doch keinem hatte sie sich geöffnet, auch zeigte keiner ein verstärktes Interesse daran, sie *wirklich* kennen zu lernen. Es reichte ihnen, wenn sie sich ein wenig herrichtete und sich mit ihnen zeigte. Henry war anders.

Den Grund für seine Sensibilität, seine Fragilität, hatte Sarah schnell erkannt. Als Henry vier Jahre alt war, wurden seine Eltern vor seinen Augen von zwei betrunkenen jungen Männern brutal ermordet. Seither kümmerte sich seine Großmutter um ihn. Er sprach nicht gerne über dieses Erlebnis, und Sarah gab sich Mühe, nicht zu viele Fragen zu stellen, nicht in irgendwelchen Wunden zu stochern oder sie wieder aufzureißen. Sie war sich sicher, dass seine Kämpfe mit den Dämonen der Vergangenheit sehr viel schrecklicher waren, als er zuzugeben bereit oder imstande war. Er kapselte sich ab, baute einen unsichtbaren Schutzwall um sich herum, sobald sie das Thema anschnitt. Einige Male wurde sie beinahe wütend, nicht über ihn selbst, sondern nur über diese Mauer, die er errichtete. Immer wieder

musste sie sich vor Augen führen, dass sie wahrscheinlich nicht verstehen würde, und dieses Unvermögen, sich in ihn hineinversetzen zu können, machte sie nur noch wütender. Wenn er am Morgen jeweils mit geröteten Augen und verschlafenem Blick zur Schule kam, wusste sie Bescheid, wusste, dass er wieder einmal nicht hatte einschlafen können oder von Alpträumen geplagt worden war. Sie wollte ihm helfen, ein tiefes Mitleid überkam sie, doch er ließ sich nicht helfen, und auch wenn er sie gelassen hätte, sie bezweifelte, dass sie ihm wirklich hätte helfen können.

Vice versa war die Situation ähnlich. Auch Sarah wurde von ihrer Vergangenheit gepeinigt, auch sie musste abends kämpfen, um einschlafen zu können. Allerdings rührte die Qual in ihrem Fall nicht von der Abwesenheit der Eltern, sondern von deren Anwesenheit.

Schon ihre ersten Erinnerungen waren geprägt vom gestörten Verhältnis ihrer Eltern. Immer wieder sah sie Bilder ihres Vaters, der die Mutter schlug, sie mit dem Gürtel verprügelte, sie würgte, und immer wieder sah sie ihre Mutter, die vor dem Badezimmerspiegel stand und versuchte, ihr aufgedunsenes Gesicht zu überpudern, die Spuren der Gewalt zu verwischen. Und immer häufiger musste auch Sarah ihre Haut an einzelnen Stellen bedeckt halten, musste sich in der Schule immer neue Entschuldigungen ausdenken, wenn sie wieder einmal nicht zum Sportunterricht antreten konnte. Wenn der Vater mit der Bearbeitung der Mutter fertig war und noch genügend überschüssige Energie in sich trug, dann widmete er sich Lauras ‚Erziehung‘, wie er es nannte. „Damit du nicht auch so eine Schlampe wirst wie deine Mutter!“

Sarah konnte über diese Dinge nicht mit Henry reden. Nicht nur, dass sie an seiner Fähigkeit des Verstehens dieser Sache zweifelte, vor allem, weil sie nicht wusste, *wie* sie darüber hätte sprechen können. Wie soll man je-

mandem etwas erklären, das man sich selbst nicht erklären kann? Sie zog es vor, die Vergangenheit einzusperren, in ein Gefängnis in ihrem Innern, doch immer wieder brach sie aus und sie musste sie erneut ergreifen, sie wieder in den Käfig stecken. Henry hatte seine Dämonen, sie hatte ihre.

Sie verbrachten unzählige Stunden miteinander, nebeneinander, manchmal diskutierend, manchmal lesend, oft einfach nur schweigend. Es tat gut, einem Menschen nahe sein zu können, es tat gut, dies ohne Angst tun zu können.

„Meinst du, dass die Welt irgendwann ein lebenswerter Platz werden kann?“ Sie hatten sich auf einer Holzbank im Park niedergelassen, an einem warmen Sommerabend, die Mücken tanzten in der Abendsonne.

„Nimm diesen Moment, nimm dein Leben in dieser Minute, in dieser Stunde, und halte es vor dich hin, betrachte es. Was siehst du?“ fragte Henry.

„Ich weiß nicht... einen Trümmerhaufen?“ Ihr Lachen war nicht echt, es schien hervorgepresst, erzwungen.

„Nein... also gut, einen Trümmerhaufen. Doch siehst du nicht dich selbst, auf diesem Trümmerhaufen stehend?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin im Haufen drin, ich *bin* der Trümmerhaufen, und um mich herum stapeln sich Scherben und Überreste aus vergangenen Zeiten.“

Henry schwieg. „Ach, ich weiß nicht“, meinte sie, „es ist einfach ziemlich schwer für mich, den Sonnenaufgang bewundern zu können, wenn da noch Wolken sind, die sich immer wieder in den Weg drängen. Es ist vielleicht schwierig für dich, das zu verstehen...“

„Ist es nicht“, unterbrach er sie, „ich glaube, ich weiß ziemlich genau, was du meinst. Bei mir haben die Wolken vielleicht nur eine andere Form, oder der Himmel eine andere Farbe.“

Wenn Sarah damals mit jemandem über die Erlebnisse in ihrer Kindheit hätte sprechen können, hätte sprechen wollen, dann wäre Henry dieser Jemand gewesen. Er war wie der Bruder, den sie sich immer gewünscht hatte, der vielleicht vieles einfacher gemacht hätte, nur leider war Henry zu spät in ihr Leben getreten, um noch ein Bruder sein zu können. Trotzdem dachte sie auch nie wirklich daran, mit Henry als Liebespaar zusammen zu sein. Vielleicht tauchten hie und da derartige Gedankensplitter auf, manchmal machten sie Witze in dieser Hinsicht, doch Sarahs Kindheit war noch zu frisch, zu gegenwärtig, als dass sie sich überhaupt in eine Beziehung eingelassen hätte. Sie liebte Henry, irgendwie, zu jener Zeit war er der Mensch in ihrem Leben, der ihrem Herzen am nächsten war. Doch eindringen lassen wollte sie ihn nicht. Und als er dann von sich aus einen derartigen Versuch startete, konnte sie nichts anderes tun, als den Kopf zu schütteln.

Er hatte ihr seine Liebe gestanden, wollte ihr Romeo sein und wollte aus ihr seine Julia machen. Und in dem Moment, in dem er diese Worte sagte, wusste sie, dass sie ihn verloren hatte, dass er nach ihrer Ablehnung nicht mehr derselbe Henry hätte sein können, der er bis anhin gewesen war.

Sie brauchte Abstand, brauchte eine Zeit des Vergessens, der Verarbeitung, und sie nahm sich diese Zeit, nahm sich den Raum. Weshalb können Worte der Liebe, wie sie Henry ihr offenbart hatte, wieso können solche Worte verletzender sein als Worte des Hasses? Wie kann Liebe eine Liebe zerstören? Sarah hatte genügend Erfahrungen gesammelt, welchen Schaden Feindseligkeit und Bösartigkeit anrichten können, doch dass auch Liebe dazu imstande ist, war ihr neu, war ihr unverständlich. Henry schrieb ihr einen Brief, doch sie wollte ihn nicht lesen, noch nicht.

Als sie ihre Gedanken ein wenig sortiert hatte, versuchte sie, mit Henry zu reden, wollte es wagen, nochmals ganz von vorne anzufangen. Doch dazu war er nicht mehr bereit. Er übersah sie mit Absicht, ging ihr aus dem Weg, tat alles, um einen Kontakt mit ihr zu vermeiden. Und als sie ihn endlich zur Rede stellte, reagierte er richtiggehend gemein, abweisend. In einem arroganten Tonfall, der so gar nicht zu dem Bild passen wollte, das sie sich von ihm gemalt hatte und das in ihrem Kopf an einer Wand hing, meinte er nur: „Ich glaube, es ist alles gesagt, alles getan. Das Beste wäre es, wenn wir uns einfach nicht mehr kennen würden.“

Was sollte sie noch tun? Es fiel ihr schwer, zu begreifen, dass alles vorbei war, dass Henrys Gastspiel in ihrem Leben ein Ende genommen hatte, dass er die Bühne verlassen hatte und für keine Reprise mehr zur Verfügung stand. Doch es blieb ihr nichts anderes übrig, als es zu akzeptieren, es zu verarbeiten.

Mike 02

Als Mike elf Jahre alt wurde, erhielt er von seinem Vater ein Luftgewehr zum Geburtstag. Er hatte es sich schon zu Weihnachten gewünscht, dann jedoch nur Fußballschuhe erhalten. Natürlich hatte er sich über diese gefreut, doch das Luftgewehr, das war etwas ganz Besonderes. Sein Vater zeigte ihm, wie man damit schießt.

„Siehst du dort, diese Blechdose auf dem Baumstrunk da? Also, du nimmst das Gewehr in beide Hände, etwa so...“

Er hielt sich die Waffe vor den Kopf, lehnte diesen ein wenig an den Kolben.

„Siehst du? Dann machst du ein Auge zu und schaust mit dem anderen durch diese Kerbe hier oben zu der Dose. Sie muss genau in der Kerbe zu sehen sein. Und dann... ja, dann musst du nur noch am Abzug ziehen.“

Ein leiser Knall war zu hören, und die Dose fiel von ihrem Sockel. Er rannte zu dem Baumstrunk hin, hob die Dose auf und besah sie sich. Auf der Etikette waren Bohnen abgebildet, in einer Schüssel, und eine Bohne fehlte, war nur noch ein Loch. Er lief mit der Dose zu seinem Vater zurück.

„Du hast sie voll erwischt, Vater! Darf ich auch mal?“

Er nickte. „Komm, ich zeig dir, wie es funktioniert...“

Mike schoss nicht lange auf Büchsen und Flaschen. Schon bald entdeckte er, dass es weitaus schwieriger war, lebende, sich bewegende Dinge zu treffen. Schwieriger und irgendwie auch spannender, witziger, besser.

Er rannte durch den Wald, der an die Wiese hinter dem Haus grenzte, machte Geräusche, die seiner Vorstellung von Krieg entsprachen. Wenn er irgendwo einen Vogel oder ein Eichhörnchen erspäht hatte, machte er es zu seinem Feind, ein Feind, der vernichtet gehörte. Zu Beginn war er ein schlechter Soldat, traf nur selten, auf was er gezielt hatte. Doch mit der Zeit

wurde er ein richtig guter Schütze, konnte irgendwann sogar Eichhörnchen von einem Baum schießen.

Sein Vater hatte es ihm zwar nicht verboten, aber ihm gesagt, dass es nicht gut sei, Tiere einfach aus Spaß abzuknallen. Doch er machte es ja auch nicht nur aus Spaß, es war seine Aufgabe, die Feinde zu vernichten, die sich ihm genähert hatten. Und langsam machte er seine Aufgabe richtig gut.

Die echte Herausforderung jedoch war es, einen Vogel im Flug zu erlegen. Er hatte sich jeweils sehr gut vorbereitet, hatte sich ein Versteck ausgesucht, von wo er gedachte, auf das Tier zu feuern. Er legte sich neben einem Busch an einer kleinen Anhöhe flach auf den Boden, deckte seine Beine mit Zweigen zu und wartete, bis endlich ein Vogel vor seinen Augen auftauchte. Dann feuerte er eine Kugel ab, die ihr Ziel aber jedes Mal verfehlte.

Er entwickelte einen Plan, der eigentlich nur darin bestand, mehr Geduld zu haben. Dieses Mal musste er einfach einen erwischen. Wieder legte er sich hin und wartete. Lange Zeit konnte er nirgends einen Vogel entdecken. Mücken umschwirrten seinen Kopf, stachen in seine Haut, Außerdem war er wohl in die Nähe eines Ameisendorfes geraten, sein Bein fing an, an verschiedenen Stellen zu jucken. Er war kurz vor einem Aufgeben, da landete einige Meter von ihm entfernt ein Vogel auf einem tief liegenden Ast. Er nahm sein Gewehr in Anschlag, legte an. Leise flüsterte er: „Dich erwische ich! Du entkommst mir nicht!“

Der Vogel verharrte minutenlang auf seiner Position, hüpfte nur manchmal vor und zurück, zwischerte dazu. Mike studierte das Tier, wartete auf die entscheidende Bewegung, und als der Vogel abhob, folgte er seiner Flugbahn und drückte ab. Die Kugel bohrte sich in den kleinen Körper, und das Tier flatterte noch einige Male und fiel dann zu Boden. Mike sprang auf, schüttelte die Zweige ab und lief zu seinem getroffenen Feind hin. Stolz hob er ihn an den Beinen auf, hielt ihn vor sein strahlendes Gesicht.

„Ich habe ja gesagt, dass du mir nicht entkommst!“

Er trug den toten Vogel in sein Zimmer. Aus dem Schrank zog er eine alte Schuhschachtel, die er eigens für seinen Triumph hergerichtet hatte. Er hatte sie schwarz angemalt und mit Watte gepolstert. Vorsichtig legte er den Leib des Tieres hinein und setzte den Deckel auf. Die Schachtel legte er auf ein Regal und schrieb an die Vorderseite die Worte ‚Erster Fogel im fligen getroffen‘.

Laura 02

Sie wusste nicht so richtig, ob sie es wirklich machen sollte. Laura stand alleine am Bahnhof, ihre Augen flogen über den Fahrplan an der Wand. Sie hatte sich nie richtig überlegt, wohin die Reise sie führen würde, und nun konnte sie sich nicht entscheiden. Immer wieder las sie die Namen der Destinationen, die sie zum Teil gar nicht kannte. Mittels der Zwischenstationen versuchte sie jeweils, die Entfernung abzuschätzen, ein nahes Ziel kam gar nicht in Frage. Sie entschied sich schließlich für Barcelona. Wegen der Wärme, die sie dort vermutete. Wegen dem Namen, der in ihren Ohren so fremd klang. Wegen dem Abstand, vor allem wegen dem Abstand von dem Ort, an dem sie jetzt stand. Sie hatte noch fast zwei Stunden Zeit.

Genügend Zeit, um noch einen Kaffee zu trinken, im Bahnhofsrestaurant. Eigentlich mochte sie Kaffee damals nicht, weigerte sich immer, ihn zu trinken, wenn ihre Eltern ihr anboten. Doch es war ein anderes Leben, das am Bahnhof beginnen sollte, eine neue Welt, in der die Dinge nicht mehr so existierten, wie sie es sich gewohnt war. Es war Juli, der Tag war heiß. Sie saß vor dem großen Bahnhofsgebäude, und die Sonne warf ihre Strahlen auf die Uhr an ihrem nackten Arm. Sie drehte sie so hin, dass das Licht so reflektiert wurde, dass es genau in ihre Augen fiel, sie blendete. Als sie die Uhr nach einigen Sekunden wieder aus der Position brachte, blieb ein dunkelroter Fleck in ihrem Blickfeld, egal, wohin sie auch schaute. Mit der Zeit wurde er schwächer und verschwand dann ganz. Sie hielt die Uhr wieder in die Sonne.

Der Kaffee schmeckte ganz gut, sie hatte viel Milch und Zucker hineingeschüttet. Sie fühlte sich ein wenig exponiert, alle schienen sie anzustarren, das Misstrauen floss förmlich aus den Menschen, die an ihr vorübergingen. Ihre Blicke stachen in Lauras Kopf, machten sie gleichzeitig auch stolz, sie

fühlte sich so anders als diese Menschen, die wahrscheinlich den Rest ihres Lebens um diese Zeit an diesem Ort vorbeigehen würden, jeden Tag, nur sie wäre schon morgen nicht mehr da. Diese Gewissheit verschaffte ihr ein neues Selbstvertrauen, das die feindlichen Blicke an ihr abprallen ließ, sie fielen zu Boden und verschwanden in der Kanalisation. Sie versuchte ein spöttisches Grinsen, hatte aber keine Ahnung, ob es ihr gelang.

Laura hatte sich alles zurechtgelegt, in ihren Gedanken sah sie sich schon in der spanische Sonne an einem farbigen Strohalm ziehen, der in einem großen Glas mit einem noch farbigeren Getränk steckte. Sie konnte das Meer rauschen hören, roch das Salz in der Luft fühlte den Sand unter ihren Füßen. Zuerst würde sie in eine riesige Hotelsuite einziehen, mit Blick auf das Mittelmeer. Sie würde sich Hamburger aufs Zimmer bringen lassen und dem Jungen ein großzügiges Trinkgeld in die Hand drücken, ihm dabei mit einem Auge zuzwinkern. Dann raus auf die Terrasse, dann rein in die Badehose und ans Wasser. Unter einem Sonnenschirm liegen mit einem anderen Drink in der Hand und einem kleinen Sonnenschirmchen im Glas. Sonnenbrille vor den Augen und zusehen, wie sich die Wellen brachen, dabei in der Sonne glitzerten. Am Abend dann Nachtessen im Hotelrestaurant, die Kellner würden flambieren und sie bedienen. Danach ein kurzer Spaziergang am Strand, vielleicht noch ein kleiner Schlummertrunk, und zum Schluss müde in das riesige Bett sinken, während der Mond durch das Fenster hinschaute.

Natürlich könnte sie nicht den Rest ihres Lebens in dieser Art verbringen, vielleicht die ersten Monate. Dann wollte sie sich einen Job suchen, eine Beschäftigung, wo man viel an der frischen Luft ist, vielleicht irgendetwas am Meer. Sie wäre schnell so braungebrannt wie die spanischen Frauen, und irgendwann würde sie ihren Traumprinzen heiraten, einen mit schwarzen Haaren und blauen Augen, und sie hätten zwei süße Kinder, einen Jun-

gen und ein Mädchen, mindestens zwei, auf keinen Fall nur eines. Und jeden Abend würde sie mit der ganzen Familie dem Strand entlanggehen, die Sterne betrachten und ihrem Mann zuflüstern, wie glücklich sie sei.

Doch sie war noch nicht ganz an diesem Punkt. Sie schaute auf die Uhr, noch eine Stunde musste sie warten, bis sie endlich losfahren konnte. Sie nahm den Fahrschein aus ihrem Rucksack und studierte ihn, drehte ihn hin und her, als plötzlich ein Schatten darauf fiel. Sie sah auf, vor ihr stand ein Mann in Uniform, ein Polizist. Sie wurde nervös, bekam Angst und verstaut die Fahrkarte schnell wieder im Rucksack.

„Na, Kleine, wo soll's denn hingehen?“

„Nach Barcelona.“ Eigentlich wollte sie ein anderes Ziel angeben, irgendetwas nahegelegenes, doch sie war zu aufgeregt, ihr kam keines in den Sinn.

„So? Nach Barcelona? Was willst du denn machen in Barcelona?“ fragte der Polizist.

„Ich... ich weiß nicht... Ferien!“

„Das ist schön für dich, das freut mich. Und du fährst dort ganz alleine hin?“

Laura hatte sich wieder soweit im Griff, um lügen zu können. „Nein, meine Mutter kommt auch mit, sie ist nur kurz auf die Toilette gegangen.“

Der Polizist blickte auf ihren Tisch, der nur die leere Kaffeetasse trug. Dann nickte er und fragte sie nach ihrem Namen.

„Äh,... Stephanie. Stephanie Becker.“ Stephanie Becker war ein Mädchen aus ihrer Klasse.

„Also, Stephanie, hast du denn auch einen Pass dabei. Den brauchst du nämlich, um nach Barcelona zu fahren.“

Laura nickte.

„Darf ich den mal sehen?“

„Sie wollen meinen Pass sehen?“

„Ja, bitte!“ Seine Stimme nahm plötzlich einen befehlenden, barschen Tonfall an. Laura zog die Mappe mit ihrem Pass aus dem Rucksack und reichte sie dem Polizisten, ohne ihn anzublicken. Sie hörte, wie er die Mappe durchsuchte.

„O.K., ich glaube, du kommst besser mit mir mit, Laura.“

Sie schaute noch immer weg, nickte nur langsam mit dem Kopf.

Dass ihre Eltern ihr Verschwinden so schnell bemerken würden, hätte sie nicht gedacht. Eigentlich wäre sie nicht allzu überrascht gewesen, wenn es ihnen gar nicht aufgefallen wäre. Vielleicht wären sie eines Tages mit dem Wagen an der Schule vorbeigefahren, und der Vater hätte der Mutter gesagt, dieses Gebäude komme ihm so bekannt vor, ob sie wisse, was das für ein Haus sei. Und die Mutter hätte geantwortet, dass dies die Schule sei. Und dann, vielleicht, wäre ihnen ein Licht aufgegangen.

Doch scheinbar hatte sie sich in ihnen getäuscht, denn sie waren bereits am Mittag zur Polizei gegangen, dabei war sie doch erst am frühen Morgen ausgerissen. Es war das erste Mal, dass sie ihren Vater böse erlebt hat, die Mutter hat den ganzen Abend geweint und immer wieder ‚Warum?’ gemurmelt. Und Laura wusste so viele Antworten auf diese Frage, sagte aber dennoch kein Wort.

Henry 03

Die Blitze zuckten immer wieder. Die Stromversorgung war ausgefallen, wie so oft während eines Gewitters. Henry lag in seinem Bett und starrte in die Dunkelheit, die sein Zimmer erfüllte, wenn nicht das Aufleuchten des Unwetters sie zerbrach. Das Laken roch nach Waschmittel, die Großmutter hatte das Bett am Morgen frisch bezogen. Es war ein hellblauer Stoff, mit weißen Blüten bedruckt und nach diesen weißen Blüten duftend. Er konnte das Muster auch in der Dunkelheit vor sich sehen, er mochte diesen Geruch, aber nicht deshalb biss er in die Decke. Die Finger krampften sich um den Saum.

Wenn es donnert, dann fährt Gott im Himmel auf seinem großen Wagen über die Wolken. Das wusste die Großmutter, und darum wusste dies auch Henry, und er wusste auch durch sie, dass Gott über alle Menschen wacht und seine schützende Hand über sie legt. „Auch wenn du einmal ganz allein bist, bist du es nicht wirklich. Er ist immer bei dir. Du wirst seine Anwesenheit nicht sehen, aber du wirst es wissen, du wirst es fühlen.“ Nun war er allein, und er suchte nach Gott. Er versuchte, ihn zu fühlen, ihn zu spüren, aber da war nichts. Er hörte nur das Grollen seines Wagens, und er schien nicht über die Wolken zu fahren, sondern direkt durch Henrys Zimmer, von einem Ende zum anderen, beinahe ohne Unterbruch. Henry folgte dem Weg des Wagens nicht, sein Blick war starr, die Augen lagen bewegungslos in ihren Höhlen.

Der Rest seines Körpers zitterte, und bei jedem Blitz zuckte er zusammen. Er war nicht alleine im Zimmer, er sah von dem anderen aber immer nur den Schatten an der Wand, wenn diese erhellt wurde. Der Kopf war klein und dünn, der Rumpf hingegen war riesengroß und unförmig, mit kurzen Armen an der Seite, die bedrohlich in die Höhe gereckt wurden. Immer

wieder wollte Henry schreien, aber der andere schien ihm den Hals zuzuschnüren, kein Laut entwich seinem Mund. Sofort biss er wieder in die Bettdecke, die feucht geworden war und den Duft der weißen Blüten verloren hatte. Das Gewitter schien kein Ende zu nehmen, Henry versuchte, dessen Entfernung zu bestimmen. Jede Sekunde, die zwischen Blitz und Donner vergeht, bedeutet, dass das Zentrum des Unwetters dreihundert Meter weit weg ist. Henry zählte, aber nie allzu lange, denn unerbittlich folgte das Krachen auf das Licht. Es schien das Haus zu umkreisen, wie ein Tiger seine Beute, geduldig und unerbittlich.

Die Angst vor der Gestalt und dessen Schatten nahm langsam ab, eine bedächtige Gewöhnung stellte sich ein, der Druck der Finger ließ nach. Die Augen aber bewegten sich noch immer nicht, bis er sie nach einem weiteren Blitz weit aufriss und den Kopf zur Seite warf. Der Schatten hatte sich bewegt, kam auf sein Bett zu, und Henry begann zu wimmern, mit den Füßen zu schlagen. Der Kopf, der dicke Körper und die kurzen Arme, sie hatten sich von der Wand gelöst, und bei jedem Blitz war die Gestalt noch größer, noch näher. Henry rutschte in seinem Bett umher, rückte an die Wand und zog die Bettdecke über den Kopf, weinend. Die Großmutter hatte ihm gesagt, dass es keine Monster oder fremde Menschen in seinem Zimmer gab. Manchmal stellt man sich solche Dinge einfach vor, man bildet sie sich ein. Doch wenn man nicht an derartige Wesen glaubt, verschwinden sie ganz schnell wieder. Doch wie sollte er nicht an das glauben, was ihn da bedrängte?

Allmählich verstummte der Donner immer mehr, und auch das Aufleuchten, das durch die Ritzen seines Stoffdaches drang, wurde seltener. Langsam schob er seinen Kopf hervor, blickte über den Saum und in die Dunkelheit, als sich eine Hand auf sein Haar legte. Beinahe zärtlich streichelte

sie ihn, mit unzähligen Fingern, die über den Scheitel fuhren. Zu viele Finger, als dass es Großmutter hätte sein können.

Henry konnte sich nicht bewegen, nicht sprechen. Sein Zittern war verschwunden, steif lag er auf der Matratze. Es blitzte nicht mehr, alles war schwarz, und er konnte die Gestalt nicht erkennen, die ihn da liebte. Die kalten Finger wanderten, plötzlich aber bohrten sie sich durch die Haut hindurch in seinen Kopf. Er fühlte keine Schmerzen, doch es war alles andere als angenehm, und Henry fragte sich, ob das nun Gott sei, der seine schützende Hand über ihn ausbreitete, und ob die Großmutter dies gemeint hatte, als sie sagte, er würde es spüren. Die Finger streiften durch die Windungen seines Kopfes, als ob sie etwas suchten. Dann tat es einen kleinen Ruck, und es schien Henry, als sei etwas gerissen. Die Finger zogen sich zurück. Als ein paar letzte Blitze aufleuchteten, war der Schatten nicht mehr im Zimmer.

Henry war froh, über solche Erlebnisse mit seiner Großmutter reden zu können.

„Er war in meinem Kopf, Großmutter, seine Finger waren in meinem Kopf!“ Beim Gedanken an die nächtliche Erscheinung weiteten sich seine Augen, die Worte sprudelten schnell aus seinem Mund, und die Großmutter hatte größte Mühe, ihn zu beruhigen. Sie ließ ihn auf ihrem Schoß sitzen, was ihr sichtlich unangenehm war.

„Hör mal, du kannst es mir wirklich glauben, es gibt keine bösen Monster, die ihre Finger in deinen Kopf bohren und dir das Hirn oder die Gedanken stehlen.“

Doch exakt diese Befürchtung hatte sich in Henry festgesetzt. Er war überzeugt, dass man ihm in der Nacht etwas genommen hatte, einen Teil in

seinem Kopf, den er später einmal werde brauchen müssen und der dann nicht mehr da sein würde.

„Hast du manchmal auch solche Träume?“ fragte er seine Großmutter.

„Na ja, ich träume zwar nicht mehr von bösen Monstern oder unheimlichen Wesen, aber manchmal erwache auch ich schweißgebadet, auch ich habe manchmal Angst vor dem, was mir in der Nacht durch den Kopf geht. So ist es wahrscheinlich bei allen Menschen. Du musst dir wirklich keine Sorgen machen, Henry.“

Henry machte sich viele Sorgen, und meistens gelang es ihr, ihn zu besänftigen. Nur eine Bürde konnte sie nicht von seinen kleinen Schultern nehmen. Es schien ihm, als fehle ihr jede Sensibilität, wenn er das Gespräch auf seine Eltern lenkte. Sie hörte die Fragen nicht gerne und weigerte sich, sie mit ihm zu diskutieren. Und wenn sie ansonsten ein liebevolles Gesicht voller Wärme trug, verwandelte sich dieses in eine starre Maske, wenn Henry seine Mutter und seinen Vater auch nur erwähnte.

Sarah 03

Der Zug fährt in einen Tunnel, die Helligkeit wechselt von warmen Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fallen, zu kaltem Leuchtröhrenlicht von der Decke. Sie fragt sich, wo Henry wohl gerade ist. Als sie die Universität verlassen hatten, schickten sie sich jeweils Karten zu Weihnachten, doch die letzten beiden Jahre hatte sie keine mehr erhalten. Das letzte Bild, das sie von ihm in ihrem Kopf trägt, hat sie einige Tage nach der Abschlussfeier der Schule aufgenommen, an der Beerdigung seiner Großmutter. Sarah hatte sich hinter einem Gebüsch versteckt, weil sie nicht wusste, ob Henry sie auf dem Friedhof hätte antreffen wollen. So hatte er sie nicht, nur sie ihn gesehen, sein Gesicht, und dieses Gesicht, verhärrt, traurig, leer, sieht sie nun auch vor sich, wenn sie die Augen schließt, sie wundert sich, ob es wieder gelernt hat, zu lächeln.

Nummer Zwei

Richard

Er war das genaue Gegenteil von Henry, groß, stark, gutaussehend in jener Art, wie es Menschen sind, welche ihr Aussehen als Kapital verwenden. Seine Gesichtszüge waren ausgeprägt, das Kinn markant. Seine dunklen Augen ließen auf einen interessanten, charaktervollen Mann schließen, auf einen Mann, der Richard nicht war.

Sie bewegte sich gerade ein wenig unsicher durch eine Phase ihres Lebens, die von der Angst geprägt war, irgendetwas verpassen zu können, sie wollte jede Gelegenheit ergreifen, die sich ihr bot, war sich sicher, dass wenn sie einmal etwas bereuen sollte, es nicht Dinge sein sollten, die sie *nicht* getan

hatte. Sie wollte ein Leben voller Abenteuer, wollte das Lustprinzip. Doch der ausschweifende Lebensstil, den sie anstrebte, er blieb aus, von einigen kleinen Episoden abgesehen. Eine solche Episode bildete Richard, und im Nachhinein war er niemals mehr als das, eine Liebschaft, ein Begleiter auf einem kurzen Teil ihrer Reise.

Als sie ihn kennen lernte, war sie noch anderer Meinung. Sie war zu einer Party eingeladen worden, eine dieser halbprivaten Feiern, auf den hauptsächlich getrunken, gekifft und gevögelt wurde, bis sie zum Ende hin irgendwie außer Kontrolle gerieten und am Morgen als hämmernde Kopfschmerzen nachwirkten. Sie mochte diese Anlässe nicht besonders, schlug aber niemals eine Einladung aus, erschien in passend aufreizendem Outfit, trank mit, rauchte mit. Nur den Sex ließ sie aus.

Die betreffende Party fand auf Einladung eines Mitstudenten namens Tony statt, dessen Eltern oft verreist waren und ihrem Sohn das Haus überließen, der dieses regelmäßig in eine Festhütte verwandelte. Er war ein verwöhnter und eingebildeter junger Mann mit spitzem Kinn und stechenden Augen, die von einer unterschwelligen Boshaftigkeit verkündeten. Sarah mochte ihn nicht leiden, hätte niemals allein mit ihm in einem Raum sein wollen. Doch als Gastgeber gebärdete er sich vorbildlich, es war immer genug zu trinken und zu rauchen vorhanden, es gab keine lästigen Vorschriften, welche Zimmer tabu seien und wo man die Schuhe zu deponieren hätte. Jedes Mal war das Haus voll, man amüsierte sich, und Tony stand meist mit stolz grinsendem Gesicht und vor der Brust verschränkten Armen an einer Ecke und betrachtete das Treiben.

Sarah gehörte nicht zu denjenigen, die immer betrunken von der Party nach Hause gingen, außerdem war sie meist unter den ersten, die sich verabschiedeten. An jenem Abend verließ sie Tonys Haus schon kurz nach Mitternacht.

„He!“

Sie war bereits die lange Treppe vor dem Haus hinuntergestiegen, als sie jemanden hinter sich rufen hörte. Sie drehte sich um.

„Ja?“

In der Tür stand eine dunkle Gestalt, sie wirkte beinahe wie ein Schatten, wie das Licht im Innern des Hauses neben ihm durch den Türrahmen strömte. Der Schatten löste sich aus dem Schein, kam zügig die Stufen hinunter und stand dann vor ihr. Sie hatte ihn noch nie gesehen, doch er gefiel ihr. Er überragte sie um mehr als eine Kopflänge, sah sehr gut aus, soweit sie es erkennen konnte, und hatte eine angenehme Stimme.

„Tut mir leid, wenn ich dich belästige, aber du bist mir auf der Party aufgefallen. Und als ich sah, dass du gehen wolltest, habe ich mir gedacht: ‚Nein, das darfst du nicht einfach so geschehen lassen, du musst mit ihr reden, musst ihr sagen, dass du sie gerne kennen lernen würdest.‘ Und genau das möchte ich jetzt auch tun. Also, wie sieht’s aus, darf dich einmal zum Essen einladen, oder ins Kino, wie du willst?“

Sie musste nicht lange überlegen, noch selten hatte sie ein Mann so direkt und in derart lockerem Ton angesprochen, ohne gleich billig oder reduzierend zu wirken. Sie war begeistert von seinem Charme, seiner Art, und sie nahm die Einladung an, entschied sich für Essen *und* Kino.

Der Abend war ziemlich amüsant. Richard war charmant, wenn auch auf eine etwas hölzerne, unbeholfene Weise. Er sprach gerne, sprach viel, und er hörte sich gerne dabei zu. Er gestaltete die erste Verabredung so, wie er sie sich wohl vorgestellt hatte, wählte das Restaurant, den Film und die Gesprächsthemen. Und Sarah fühlte sich zwar ein wenig überrumpelt, aber nicht unwohl. Am Ende war sie mit dem Abend zufriedener als er, denn als

er sie nach Hause gebracht hatte, bat sie ihn nicht hinein, gab ihm nur einen Abschiedskuss.

„Nein, Richard, ich muss wirklich schlafen.“

„Ach komm, so ein Schlummertrunk muss doch noch drin liegen.“ In seiner Stimme schwang ein kindlicher, schmollender Unterton mit.

„Nein, vielleicht ein anderes Mal. Danke für den Abend, ich habe ihn sehr genossen.“

„Ich auch, ich auch. Vielleicht können wir ihn ja mal wiederholen. Wie wäre es mit nächster Woche? Hast du am Freitag schon etwas vor?“

Sarah konnte nicht lügen, sie wollte es auch nicht. Sie war von Richard beeindruckt, und es verwirrte sie ein wenig, sie hätte nicht gedacht, dass er der Typ Mann sein könnte, der ihr Herz erreichte. Sie verabredeten sich für das folgende Wochenende, und weitere Treffen folgten. Irgendwann konnte sich Sarah seinen Avancen nicht mehr erwehren.

Die ersten Tage und Wochen fühlte sie sich richtig glücklich, ein Schleier der Verliebtheit hatte sich über ihre Welt gebreitet. Richard war äußerst liebenswürdig, ließ ihr den Abstand, den sie scheinbar benötigte. Sie lebten das Leben eines frischverliebten Paares, doch mit der Zeit begann er, sie immer häufiger zu bedrängen, oftmals musste sie ihm klarmachen, dass er eine Grenze erreicht hatte und noch nicht im Besitz des Visums war. Und diese Verweisung verwirrte ihn.

„Sind wir eigentlich ein Paar?“ fragte Richard.

„Ich denke mir schon. Ja, natürlich sind wir ein Paar. Weshalb fragst du?“ antwortete Sarah.

„Ach, nur so?“

„Nur so?“ Sie legte ihre Stirn in Runzeln und lächelte ihn fragend an.

„Es ist nur... ich weiß nicht, aber machen Paare nicht manchmal mehr, als sich nur zu küssen, sich zu umarmen?“

Sie wusste, worauf er hinauswollte, sie hatte schon früh bemerkt, wie wichtig es ihm war, endlich mit ihr den Akt der Liebe zu vollziehen, mit ihr zu schlafen, und sie hatte auch bemerkt, wie gekränkt er über ihre ablehnende Haltung war. Doch sie fühlte sich einfach noch nicht bereit dazu, die Unordnung in ihrem Kopf ließ Sex mit Richard noch nicht zu. Sie erlaubte sich Träumereien, Phantasien, und sie erlebte diese imaginären Vereinigungen sehr intensiv, lustvoll, aber sie fürchtete sich davor, sie in die Realität zu transportieren, sie auszuleben.

„Ich weiß, ich weiß! Ich bin eine doofe, frigide Ziege, die nie Sex will. Ich weiß nicht... es ist irgendwie schwierig für mich. Ich bin mir bewusst, dass du schon lange willst, dass es für dich alles andere als schwierig ist, aber ich... ich bin einfach noch nicht soweit. Verstehst du das?“

Richard schüttelte den Kopf. „Wäre es das erste Mal?“

Sarah starrte vor sich hin, überlegte lange. Dann nickte sie leicht.

„Hast du Angst vor den Schmerzen? Oder befürchtest du, dass es nicht so sein könnte, wie du es dir vorstellst? Sag es mir, sag mir, was dich zurückhält.“

„Es sind die Schmerzen, es ist die Angst, es ist einfach alles. Aber ich arbeite daran, ich arbeite wirklich hart daran, denn eigentlich will ich es ja auch. Kannst du noch warten?“

Richards Gesichtszüge verdüsterten sich. „Mir bleibt ja wohl nichts anderes übrig!“

Er gab sich Mühe, sich zurückzuhalten, sich und seine Verärgerung über ihre Scheu, ihre Angst. Doch er konnte sich die bissigen Kommentare nie richtig verkneifen, wurde mit jeder Abfuhr mürrischer, reagierte ärgerlicher und verdrießlicher. Als sie vier Monate zusammen waren, war Sarah endlich an dem von ihm ersehnten Punkt angekommen, war soweit, ihn ihre

Grenze passieren zu lassen. Ob es wirklich aus voller Absicht und Überzeugung geschah, oder ob sie einfach nur seiner permanenten Annäherungen überdrüssig war, konnte sie nicht beurteilen, vielleicht wollte sie ‚es‘ auch einfach nur hinter sich bringen. Richard hatte mehrmals angedeutet, dass es für ihn kein Problem gewesen wäre, seinen Hunger auswärts zu stillen, und sie hatte Angst. Angst vor seiner Untreue, aber auch Angst, ihn zu verlieren.

Sie hatte ihn zu sich eingeladen, hatte gekocht und sich zurechtgemacht. Alles sollte perfekt werden, sie kannte die Bilder in ihrem Kopf, und nun wollte sie ihnen Leben einhauchen, wollte die Phantasien real werden lassen. Beim Essen betrachtete sie sein Gesicht, seine Lippen, seine Hände, stellte sich vor, wie er sie berühren würde, wie er ihre Haut küssen und liebkosen würde, malte sich in Gedanken sein Gesicht, wenn er von der Leidenschaft ergriffen wurde. Nachdem sie das Geschirr notdürftig gespült hatte, setzten sie sich auf die Couch, tranken Kaffee, tauschten Belanglosigkeiten aus. Sarah war nervös, sie kicherte oft, an ein zusammenhängendes Gespräch war nicht zu denken.

„Richard“, sagte sie leise.

„Ja, mein Schatz?“

„Ich glaube, ich bin jetzt soweit.“

Er lächelte, spielte aber den Unwissenden, wollte es aus ihrem Mund hören, wartete auf eine Art Erlaubnis von ihr.

„Inwiefern bist du jetzt soweit?“ fragte er.

„Du weißt schon... dafür!“ Ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Wofür? Sag es, sag es mir!“

Sie zögerte. „Ich bin bereit. Bereit, mit dir zu schlafen, heute.“ Das letzte Wort war kaum noch zu vernehmen, sie hatte einen Kloß im Hals und räusperte sich.

Er nahm ihre Hand, streichelte sie und küsste ihre Finger.

„Bist du dir sicher?“

Sie nickte. Er stand auf, noch immer ihre Hand haltend, und zog sie in Richtung Schlafzimmer. Vor dem Bett stehend, umarmte er sie, küsste sie am Hals und hinter den Ohren, ließ seine Hände über ihren schlanken Körper wandern.

„Nervös? Angst?“

Sarah bejahte, sie war nervös, ja, sie hatte Angst, aber sie freute sich, wie das kleine Mädchen, das in der Schlange vor der Achterbahn auf dem Rummelplatz steht.

Richard begann sie langsam ausziehen. Kleidungsstück um Kleidungsstück schälte er sie, der textile Panzer fiel lautlos zu Boden. Liebevoll, aber bestimmt drückte er sie auf das Bett. Zügig entledigte auch er sich seiner Kleider und legte sich neben sie, entriegelte ihre Büstenhalter und streifte ihr auch den Slip ab. Sarah zitterte, die feinen Haare auf ihren Armen hatten sich aufgestellt. Sie versuchte, sich zu entspannen. Er rollte sich ein wenig von ihr weg und betrachtete ihren Körper, erkundete ihn mit den Händen. Sarah spürte, wie ihre Brustwarzen langsam hart wurden, und berührte sie mit den Kuppen ihrer Finger. Mit einem Mal rückte Richard zu ihr hin, legte sich auf sie und drang ohne Vorwarnung in sie ein. Sie schrie leise auf, verkrampfte sich, drückte ihn von sich weg, doch sie schaffte es nicht, er hatte bereits einen Rhythmus aufgenommen, mit geschlossenen Augen und leicht abgedrehtem Kopf stieß er immer wieder zu. Sarah fühlte sich gefangen, fühlte sich genommen.

Nach dem Akt lagen sie nebeneinander, ein leichtes zufriedenes Lächeln hatte sich auf Richards Gesicht gelegt.

„Und? Ich sagte doch, es wird nicht so schlimm, oder?“

Sarah konnte nicht antworten. Sie stand auf, zog ihre Unterwäsche und einen Morgenmantel an und verschwand im Badezimmer. Im Spiegel betrachtete sie sich. Das Gesicht, das ihr entgegenblickte, konnte unmöglich ihr eigenes sein, wer immer auch da vor sie hingetreten war, es war nicht Sarah, hatte nichts mit ihr zu tun. Die beiden sahen sich in die Augen, suchten dahinter nach Fragen und Antworten, nach Erklärungen. Flüssigkeit trat aus Sarahs Augen, und der Person im Spiegel geschah dasselbe. Sie versuchte, zu lächeln, denn sie wusste, dass ein Lächeln die Tränen vertreiben kann. Doch ihr Gegenüber lächelte zurück, und die Unechtheit dieses Ausdrucks betrübte sie nur noch mehr. Sie warf verächtliche Blicke in den Spiegel, erhielt dieselben Blicke wieder zurück.

Sie saß auf der zugeklappten Toilettenschüssel, ihr Gesicht versteckte sich in ihren Handflächen, als es leise an die Türe klopfte.

„Alles in Ordnung?“ hörte sie die dumpfe Stimme von der anderen Seite. Als sie keine Antwort gab, drückte er langsam die Klinke hinunter und steckte seinen Kopf hinein.

„Was ist los? Geht es dir nicht gut?“

Sarah zuckte mit den Schultern, ohne ihn anzusehen. Er trat vor sie hin, kniete zu Boden und zog ihre Hände vom Gesicht weg. Ihre Augen waren rot und feucht. Sanft strich er ihr die tränenfeuchten Haare hinter die Ohren.

„Hat es weh getan? Habe ich dir weh getan?“

Sie biss sich auf die Unterlippe und schaute in seine Augen. Sein Blick war besorgt, die stolze Miene war verschwunden und hatte einem Ausdruck Platz gemacht, der nicht zu dem Richard passen wollte, der sie zuvor auf dem Bett entweiht und entjungfert hatte.

„Es geht schon“, brachte sie hervor. „Es ist nur... ich weiß nicht!“

Er schwieg, ratlos. Dann stand er auf und fragte, ob sie eine Tasse Tee wolle. Sie blickte zu ihm auf, versuchte zu lächeln und nickte.

Der Weg der Gewöhnung war hart und beschwerlich. Richard hatte aufgehört, sie zu bedrängen, sprach das Thema Sex nie mehr von sich aus an. Sarah bemerkte seine Verkrampfung, sobald sie ein wenig intim wurden. Dennoch schliefen sie wieder miteinander, zu Beginn war es vor allem Richard, der sich dabei erstaunlich unsicher, vorsichtig und scheinbar unerfahren anstellte. Mit der Zeit verfiel er aber wieder in seinen alten, ruppigen Paarungsstil, und Sarah gewöhnte sich ihrerseits langsam an diesen.

Sie hatten nie über das erste Mal miteinander gesprochen, beide versuchten, jenen Abend so gut und gründlich wie möglich aus ihrer Beziehung auszuklammern. Aber Sarah konnte nicht vergessen, nicht verdrängen, weder das Gefühl, von welchem sie dabei und danach ergriffen wurde, noch die Gedanken, die sie quälten, die Bilder, die sie verfolgten.

Als sie damals, wie er auf ihr und in ihr war, hochblickte, sah sie nicht das Gesicht von Robert vor sich, sondern das ihres Vaters, wie es ausgesehen hat, als sie etwa elf oder zwölf Jahre alt gewesen ist. Seine Blicke stachen in sie, er durchbohrte sie an zwei Stellen ihres Körpers, drang an beiden Orten tief in sie ein, und dieses Eindringen schnürte ihr die Luft ab.

Richard und Sarah waren ein knappes Jahr zusammen, als er ihr eines Tages eröffnete, er wolle nicht mehr. Sie hatten sich gestritten, nicht über Sex, nicht aufgrund ihrer Scham und Furcht, die noch immer zwischen ihnen standen, sondern über eine Kleinigkeit, über irgendwelche Pläne fürs Wochenende. Er wurde laut, lauter als sonst.

„Du langweilst mich, Sarah! Du bist wie meine Mutter, die sich nichts schöneres vorstellen kann, als zu Hause zu sitzen und den Wohnungsmief einzuatmen! Du bist eine alte Frau in einem jungen Körper. Und außerdem...“

Er zögerte, und fügte dann etwas gemäßiger hinzu: „...außerdem bist du verdammt frigide, verdammt kalt! Ich verschwinde von hier, das hätte ich schon vor langer Zeit tun sollen!“

Sie verpasste ihm eine schallende Ohrfeige und schlug dann die Hände vor ihr Gesicht. Sie sah nicht, wie er seine Sachen zusammenpackte, sah nicht, wie er aus der Türe ging, aus ihrem Leben.

Mike 03

Ein Schleier liegt auf der unmittelbaren Vergangenheit. Klar und deutlich erscheinen die Erinnerungen aus seinem Leben, wichtige und unwichtige Bezugspunkte seiner Geschichte, doch die Ereignisse, die vor einigen Tagen geschehen sind, liegen in einem Nebel, der nur schemenhafte Gestalten erkennen lässt.

Ein wenig präsenter sind die Gedanken an seine letzte Geliebte, ein junges Mädchen namens Maria. Er hat sie vor einigen Wochen in einer Bar kennen gelernt und sie angesprochen. Sie war Portugiesin oder Spanierin, hatte tiefschwarze Haare und wunderschöne Brüste, war sehr schlank, mit einer spitzen Nase. Sehr zierlich, beinahe zerbrechlich wirkte sie auf ihn. Sie hatte schon einiges getrunken und war nicht abgeneigt, mit zu ihm nach Hause zu kommen.

So zart und fragil, wie sie auf den ersten Blick wirkte, so leidenschaftlich und hemmungslos war sie dann im Bett. Sie ließ sich von ihm fesseln, sie schien es richtiggehend zu genießen, ihm ausgeliefert zu sein. Er brauchte sich gar nicht allzu stark durchzusetzen, um sie dominieren zu können, er hätte wohl alles mit ihr machen können, und sie hätte es zugelassen, es vielleicht sogar genossen. Weshalb gibt es nicht mehr solche Frauen? Die meisten, auch diejenigen, die beim Flirten ziemlich offensiv sind, ziehen irgendwo eine Grenze, die man nicht überschreiten darf als Mann. Bis zu einem gewissen Punkt halten sie mit ihm mit, lassen sich treiben, um dann plötzlich abzublocken, sich zu verkrampfen. Dann gilt es, nicht nachzugeben, es gilt, sein Recht einzufordern, das Versprechen, das die Frauen gemacht haben, auch eingelöst zu erhalten. Meistens sind sie danach verstimmt, manche sogar wütend, sie fühlen sich verletzt. Aber schließlich

würde er es wohl nicht tun, wenn sie zuvor nicht den Eindruck erweckten, genau das zu wollen, was er ihnen geben konnte.

Maria war nur ein Abenteuer, eine Frau für eine Nacht. Im Moment ist er auch nicht an einer langen Bindung interessiert, es ist bedeutend einfacher, sich am Morgen zu verabschieden und auseinander zu gehen, ohne sich Gedanken machen zu müssen, wann man sich das nächste Mal treffen wird, ohne versprechen zu müssen, dass man anrufen wird. Und vor allem ohne die Verpflichtungen, die Kompromisse, die eine Beziehung scheinbar mit sich bringen. Der Kontakt ist nur für kurze Zeit existent, nur einige Stunden, die man aber ohne Hemmungen genießen kann, die man wirklich *leben* kann. Er hatte früher auch einige längere Beziehungen gehabt, die ihn aber nicht befriedigen konnten, ihn nie glücklich machen konnten.

Mit Maria hatte er noch gefrühstückt, sie hatte einen ziemlichen Kater, ihre Augen wirkten zugemauert. Sie hatte kaum gesprochen, und ihm war es recht so. Am Morgen ist er nicht sehr mitteilksam, und überhaupt gab es auch nichts zu bereden. Dann hatte er sie zur Tür gebracht, und sie war gegangen, aus seinem Leben verschwunden. Vielleicht sieht er sie ja später einmal wieder, vielleicht schlafen sie sogar nochmals miteinander, aber er ist ihr nichts schuldig, hat kein Versprechen abgegeben, das er nicht einhalten könnte. Und sie schien auch nicht allzu stark daran interessiert zu sein, jene Nacht in nächster Zeit zu wiederholen.

Sein Kopf schmerzt immer stärker, das Dröhnen nimmt zu, das Ohr pulsiert immer noch. Die Krankenschwester bringt das Mineralwasser, schenkt ein wenig ein. Er hat Mühe, das Glas zu ergreifen. Das Trinken fällt ihm schwer, jeder Schluck ist ein kleiner Kampf, kostet Überwindung. Er stellt das Glas wieder auf den kleinen Tisch, der am Bettrand befestigt ist.

Laura 03

Nur wenige Menschen haben sich in die Raststätte verirrt. Der Regen prasselt unaufhörlich auf die Glaskuppe über dem Restaurant. Laura sitzt an einem Tisch, zieht abwechselnd an ihrer Zigarette und nippt an einer Tasse Kaffee, schwarzer Kaffee. Von den Lautsprechern an der Wand dringt leise Countrymusik bis kurz vor ihr Ohr und verstummt dann, ihre Welt ist stumm. Sie steht auf, geht zur Theke, schenkt sich Kaffee nach und zahlt, dann setzt sie sich wieder auf ihren Platz. Ihr Kopf versinkt in ihren Handflächen. Sie zieht einen Schreibblock aus der Handtasche auf dem Stuhl neben sich und legt ihn vor sich hin.

Verlebte zerlebte Zeit. Leere Zeit. Nicht ausgefüllt, nicht genutzt. Dagewesen, während die Zeit verlief, zerlief, entlief. Kleine Fetzen in der Hand halten, und sie in der Hand haltend für etwas Grosses halten. Doch das Grosse ist die verlebte Zeit, die zerlebte Zeit. Groß und größer. Kleine Fetzen anderer Zeit, ganz kleine, eine kleine Zeit, eine andere Art Zeit. Kleine gelebte Zeit und größer als die Grosse. Nur fast nie ist man da, wenn sie lebt.

Sie betrachtet das Geschriebene einige Sekunden, schüttelt leicht ihren Kopf und reißt das Papier vom Block, zerknüllt es in ihrer Hand und lässt es zur Seite rollen. Eine weitere, leere Seite tut sich vor ihr auf. Sie spielt mit dem Kugelschreiber, lässt die Mine hineinfahren, drückt sie wieder hinaus.

Dieses Gefühl, in mir entstanden, in mir gewachsen, bleibt hängen im Halse. Kann nicht raus. Der Rauch von Zigaretten geht hindurch, hin und zurück. Kaffee geht hindurch. Tränen gehen hindurch. Worte. Laute. Alles

geht hindurch. Doch dieses Gefühl, in mir entstanden, in mir gewachsen, bleibt hängen im Halse.

Wieder reißt sie das Blatt ab, faltet es aber zusammen und schiebt es unter das zerknüllte Papier auf dem Tisch. Sie zündet sich eine weitere Zigarette an, sie schaut lange auf die Hand, die das Feuerzeug hält, sie zittert, das Feuer tanzt vor ihren Augen, bevor sie es ausgehen lässt. Sie steht erneut auf, holt sich ein Sandwich und setzt sich wieder. Auf den Boden starrend beißt sie in das Brot.

Es war ein Samstag. Der Himmel war grau, es regnete ein wenig, Lucky war bereits im Wald verschwunden, und Laura lief ihm hinterher, dem schützenden Blätterdach entgegen. Der Hund stand vor dem Eingang zu ihrem Unterschlupf und knurrte leise. Sie näherte sich ihm langsam, stellte sich hinter ihn und schaute hinein. Sie konnte nur den einen Sessel sehen, außerdem den kleinen Schrank. Alles sah normal aus. Vorsichtig trat sie hinein. Im zweiten Sessel lag ein alter Mann. Er bewegte sich nicht.

Sie schrie. Die Vögel auf den umliegenden Bäumen flogen auf, Lucky fing an zu winseln, doch die Person im Sessel blieb ungerührt liegen. Laura wollte davonrennen, sie hatte Angst, doch dann versuchte sie, sich zu beherrschen, ihre Fassung wiederzuerlangen. Sie näherte sich dem Mann, immer darauf achtend, dass Lucky nahe bei ihr war. Als sie vor im Stand, nahm sie einen abgebrochenen Zweig vom Boden auf und berührte den Fremden damit am Arm. Er schien es nicht zu bemerken, sie drückte ein wenig stärker. Er rührte sich noch immer nicht. Sie warf das Geäst wieder weg und verharrte eine Zeit, betrachtete den Mann genauer. Er war schon ziemlich alt, seine Haut war rissig und voller Falten, sein Gesicht unrasiert, aber irgendwie friedlich. An einer Hand fehlten zwei Finger. Seine Kleidung

war ungepflegt und schmutzig, er trug einen dicken Mantel, die Taschen waren ausgebeult.

Laura hielt ihn für tot. Sie dachte, er sei hierher gekommen, um zu sterben, sie wollte sich auch einmal auf diese Weise von der Welt verabschieden. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und schüttelte ihn, zuerst leicht, dann fester. Als er sich bewegte, schreckte sie zurück, ein kurzer hoher Schrei entwich ihrem Mund. Die Augen des Mannes öffneten sich langsam, er bemerkte Laura und erschrak seinerseits, setzte sich mit einem Ruck aufrecht hin, ein leichtes Zittern stellte sich ein.

„Wer bist du?“ wollte Laura unsicher wissen.

„Zeus.“ Seine Stimme war tief und heiser, das ‚S‘ klang wie das Zischen einer Schlange.

„Zeus? Was ist denn das für ein Name?“

„Griechisch. War ein Gott.“

„Ein Gott? Und du, bist du auch ein Gott?“

Der Alte lachte kurz auf. „Ja... ja, das bin ich wohl. Der Gott der verlorenen Seelen vielleicht. Nein, ich bin kein Gott, wahrlich nicht. Ich bin so weit von einem Gott entfernt, wie Gott von mir entfernt ist.“

Laura schwieg. Der Mann war ihr unheimlich, sie hielt sich am Halsband von Lucky fest, der sich inzwischen beruhigt hatte. Obwohl sie ja an der frischen Luft waren und ein leichter Wind wehte, konnte sie Zeus riechen, ein unangenehmer Gestank ging von ihm aus. Er hustete und spuckte dann auf den Boden. Sie starrte auf die kleine Pfütze, die der Speichel hinterlassen hatte.

„Das ist mein Sessel!“ sagte Laura und war vom schnippischen Ton ihrer Stimme überrascht. Der alte Mann starrte sie an. Dann erhob er sich, sitzend hatte er nicht so groß gewirkt.

„Ich gehe dann mal. Tut mir leid, dass ich in deinem Sessel geschlafen habe. Aber ich war müde, und man findet selten bequeme Möbel im Wald!“

„Wo wohnst du denn?“ wollte Laura wissen.

„Ich?“ gab Zeus zurück. „Ich wohne überall, die ganze Welt ist mein Zuhause. Ich habe keine Wohnung, wenn du das meinst.“

„Keine Wohnung? Kein Haus, gar nichts?“

Er schüttelte den Kopf. „Weißt du, ich brauche das nicht. Ich bin zufrieden. Früher hatte ich ein Haus, ich hatte auch eine Frau und einen Hund. Er war aber kleiner als deiner hier. Wie heißt er denn?“

„Lucky.“

„Lucky? Muss ein glücklicher Hund sein.“

Laura nickte. „Er ist mein bester Freund!“

„Und du seine beste Freundin. Das ist schön. Freunde!“

Er griff in seine Manteltasche und holte eine kleine Flasche heraus, nahm einen kräftigen Schluck. Dann ließ er sie wieder in die Tasche gleiten.

„Also, ich verschwinde.“

Laura nickte und sah ihm hinterher, wie er aus ihrem kleinen Paradies in den Wald trat und langsam davon stapfte. Sie blickte zu ihrem Hund hinunter, er blickte dem Fremden ebenfalls nach. Dann lief sie zu Zeus.

„Herr Zeus, warte mal! Wenn du willst, kannst du eine Weile bei mir wohnen.“

„Nein, kann ich nicht. Deine Mutter und dein Vater sähen das sicherlich nicht so gerne. Nein, ich habe deine Gastfreundschaft schon stark genug beansprucht, indem ich einfach so in deinem Sessel geschlafen habe.“

Laura schüttelte den Kopf. „Meine Eltern wissen gar nicht, was hier draußen ist. Es ist ihnen auch egal. Und es ist ihnen sicher auch egal, wenn du bei mir wohnst.“

Zeus überlegte. „Na ja, trotzdem... ich kann nicht hier bleiben. Alte Männer wohnen nicht bei kleinen Mädchen.“

Lauras Gesicht verdunkelte sich, sie hatte sich eben so erwachsen gefühlt, als sie mit Zeus sprach, und er sagte ihr, sie sei ein kleines Mädchen.

„Ich bin gar nicht so klein!“ protestierte sie.

„So habe ich das nicht gemeint.“ Er musste lachen. „Aber so ist die Welt nun mal. Es gibt so viele Dinge, die sie nicht zulässt. Ich werde schon einen Platz für mich finden.“

„Wo denn? Hier gibt es nicht viele nette Menschen, niemand wird dir helfen, da bin ich mir sicher.“

Zeus kniete sich auf den Boden und blickte ihr in die Augen.

„Weißt du was? Vielleicht bleibe ich die nächste Nacht wirklich hier. Es ist nämlich ziemlich schön bei dir. Du hast es dir wirklich gemütlich gemacht. Also, wenn du wirklich nichts dagegen hast, bleibe ich noch ein Weilchen hier, ich bin ziemlich müde.“

Laura lächelte. Sie wollte ihn *behalten*.

Sie hatte ihm eine Wolldecke aus dem Haus mitgebracht, außerdem etwas Brot und Fleisch. Aus dem Schrank ihres Vaters hatte sie einen übel riechenden Schnaps geholt und ein wenig in ein Einmachglas geschüttet.

„Der Whiskey ist gut!“ Zeus trank direkt aus dem Glas.

Laura zuckte mit den Schultern. „Mein Vater hat ganz viele solcher Flaschen.“

„Deine Eltern sind wohl ziemlich reich, wie?“

„Ja. Mein Vater hat eine eigene Firma, einen Buchverlag.“

„Sind sie nett, deine Eltern? Sind sie gut zu dir?“ fragte er.

Sie warf leere Blicke auf die Erde. „Ich weiß nicht. Manchmal glaube ich, ihnen ist egal, was mit mir ist. Sie sind schon nett, sie schimpfen auch nie mit mir. Und ich darf alles machen, was ich will.“

„Und sie sind wirklich noch nie hier gewesen, hier im Wald? Haben sie denn keine Angst um dich?“

„Nein, ich glaube nicht. Sie sagen immer, hier draußen sei es viel weniger gefährlich als in einer Stadt oder auf der Strasse.“

„Na ja, da haben sie aber auch recht, die Stadt kann sehr böse zu dir sein, wenn du nicht nach ihren Regeln lebst.“

Er erzählte von den Nächten, die er auf Bürgersteigen, Parkbänken und öffentlichen Toiletten verbracht hatte, berichtete von Kämpfen in den Obdachlosenheimen. Laura verstand die Welt von Zeus nicht, sie hatte schon Mühe, mit ihrer eigenen Welt etwas anfangen zu können. Sie konnte sich nicht erklären, weshalb Menschen unter Brücken schlafen müssen.

„Ja, nachdem meine Frau mich verlassen hatte, verlor ich auch noch meine Arbeit. Ich stand plötzlich da, hatte nichts mehr außer den Kleidern, die ich noch immer trage. Ich meine, ich bin selber schuld, irgendwie. Und ich beschwere mich auch gar nicht. Ich bin heute nicht unglücklicher als zu jener Zeit, als ich noch mit meiner Frau in unserem Haus wohnte.“

Seine Augen waren seltsam glasig geworden, sie glänzten. Er kratzte sich hinter dem Ohr, betrachtete seine Finger. Laura starrte ihn an, versuchte sich seine Welt vorzustellen, wie er sich in sie hineinfügte. Sie mochte sein Gesicht, es war so lebendig, so anders als das ihres Vaters oder ihres Großvaters. Vielleicht lag es nur am Bart.

„Wie alt bist du?“ fragte sie, um dem langen Schweigen ein Ende zu bereiten.

„Viel zu alt. Schon viel zu lange bin ich viel zu alt. Wie alt bist du?“

„Neun. Eigentlich neuneinhalb.“

„Neuneinhalb. Das ist das beste Alter, die beste Zeit. Versprich mir etwas, Kleine. Versuche ja nicht, allzu schnell erwachsen zu werden. Bleib so lange ein Kind, wie es nur geht. Sie ist viel zu kurz, die Kindheit, viel zu kurz. Und der Rest, der Rest des Lebens ist viel zu lang, unerträglich lang.“

Sie verstand nicht, was er meinte, dennoch versprach sie es ihm. Zeus streckte sich ein wenig und schloss seine Augen. Als sie kurz darauf seinen Namen sagte, antwortete er mit einem leisen Schnarchen, dessen Lautstärke von Minute zu Minute anstieg. Leise stand sie auf und ging durch die eintretende Dunkelheit zurück zum Haus. Sie hatte ein ungutes Gefühl. Zeus war die ganze Nacht ganz alleine draußen.

Er blieb drei Tage in ihrem kleinen Reich. Sie versorgte ihn mit Essen und füllte weitere hochprozentige Getränke in Einmachgläser, ließ sich von ihm in seine Welt entführen und erzählte ihm von ihrer. Sie liebte es, seinen Worten zu lauschen, alles, was er berichtete, klang nach Abenteuer, nach dem Leben, das sie nicht führen konnte. Sie dachte an das Haus, an die Autos in der Garage, an das Schwimmbecken im Garten und an die Angestellten, und dennoch kam sie sich arm vor, sie wollte mehr von Zeus und weniger von Tinner in ihrem Leben.

„...und dann ist der Lastwagen ruckartig von der Kreuzung losgefahren und hat dabei einen Teil seiner Ladung verloren. Wir sind dann alle hingerannt und haben uns die Pakete geschnappt. Sie waren gefüllt mit Gummibärchen. Drei riesige Schachteln, und in diesen Schachteln waren wieder kleinere Schachteln, und darin dann Tüten mit Gummibärchen. Wir haben sie untereinander aufgeteilt, jeder hat etwa fünf Schachteln erhalten. Danach wurde uns schon beim Anblick von Gummibärchen jedes Mal schlecht. Aber das war schon was! Da fällt dir das Gold im wahrsten Sinne vor die Füße. Ja, so war das...“

Sein Gesicht war wohl das, was sich Laura unter einem glücklichen Gesicht vorstellte, es strahlte, als Zeus seine Gedanken durch seine Vergangenheit wandern ließ.

Am Morgen des vierten Tages war er dann einfach weg. Er hatte sich nicht verabschiedet, hatte ihr nur einen Strauss aus Zweigen gefertigt und ihn zusammen mit einer kleinen Spielzeugfigur, ein Schlüsselanhänger, auf den Sessel gelegt. Die Figur war ein stehender Affe, mit Hemd und Hosen bekleidet, und in den Händen hielt er eine kleine Tafel, auf der die Worte ‚Vielen Dank‘ geschrieben waren.

Sie stellt die Kaffeetasse hin und spielt mit der kleinen Affenfigur, die an ihren Autoschlüsseln hängt, betrachtete die wenigen Gestalten, die an den anderen Tischen im Restaurant der Raststätte sitzen. Ein Geschäftsmann mit einem Aktenkoffer starrt aus dem Fenster, tippt sich dabei unaufhörlich mit einem Kugelschreiber an die Lippen. Ein weiterer Mann sitzt vor einem alkoholfreien Bier, er sieht zwar nicht aus wie ein Geschäftsmann, aber der Blick aus dem Fenster ist derselbe, nur der Kugelschreiber fehlt. Ein paar Tische weiter ein Liebespaar, sie halten sich an ihren Händen, blicken sich in die Augen, flüstern. Sie sind verliebt, sie sehen zumindest so aus. Laura kaut auf ihrer Unterlippe.

Henry 04

Als er klein war, wunderte sich Henry, dass sich die Großmutter an unzählige Begebenheiten aus ihrer frühesten Kindheit bis ins letzte Detail erinnerte. Wenn die beiden abends am Küchentisch saßen und Brot mit Butter und Konfitüre aßen, erzählte sie, wie die Abendessen früher bei ihnen zuhause vor sich gingen, als sie vielleicht vier oder fünf Jahre alt gewesen war. Natürlich gab es damals niemals Konfitüre, und auch die Butter war sehr kostbar und noch nicht in Silberpapier verpackt. Das Brot wurde immer selbst gebacken, und wenn ihre Mutter dies jeweils tat, war sie von all ihren Kindern, drei Jungen und vier Mädchen, umringt, die immer wieder Teigstücke vom Tisch klaubten und sich in die Mäuler stopften. Ihre Mutter pflegte dann immer zu sagen, die Teigstücke gingen im Bauch drinnen auf, und wenn man zuviel Teig gegessen habe, dann explodierte plötzlich der Magen. Henry hätte ganz sicher keinen frischen Teig mehr gegessen, aus Angst, plötzlich in Fetzen dazuliegen, doch die Großmutter und ihre Geschwister ließen sich damals von den Einschüchterungsversuchen nicht beeindrucken. Und schließlich, meinte die Großmutter, sei auch keines von ihnen je explodiert.

Wenn die Großmutter erzählte, kleidete sich ihr faltiger Mund in ein Lächeln, und der Blick heftete sich an irgendeinen Punkt an der Wand oder an der Decke, als ob dort ihre Erinnerungen festgemacht seien. Und auch wenn sie sagte, dass das Leben früher viel beschwerlicher gewesen sei, härter und entbehrungsreicher, so sprach sie doch immer von den „guten“ alten Zeiten. Sie erinnerte sich gerne an diese Vergangenheit. Und Henry hörte gerne zu, fragte sich, ob auch er einmal so von seiner Kindheit berichten können würde, ob er auch noch alles wissen würde, was jetzt noch so nah war, sich aber mit jeder Sekunde, die verging, mehr entfernte.

Auch als Henry langsam ins Erwachsenenalter hineinwuchs, konnte die Großmutter ihre Erlebnisse immer noch in leuchtende Farben kleiden, so dass er sich alles wohl beinahe so gut vorstellen konnte wie die Großmutter selbst. Doch wenn er seinerseits versuchte, sich zu erinnern, was in seiner frühen Kindheit alles geschehen war, in der Zeit, als seine Eltern noch lebten, da verzagten die Bilder, nichts spielte sich vor seinen Augen ab, kein Film im Kopf, keine Geräusche in den Ohren. Die am weitesten zurückliegende Erinnerung war die blutrote Wolldecke auf der Wiese und die Heftpflaster auf der Haut seiner Eltern. Er kannte zwar einige Begebenheiten, die sich vor der Entstehung dieser Erinnerung ereignet hatten, aber auch wenn er sich gerne einredete, sich ihrer wirklich entsinnen zu können, waren es doch nur Berichte seiner Großmutter. Berichte, die sie jedoch nur ganz selten erwähnte, viel lieber redete sie über ihre eigene, eine viel weiter zurückliegende Kindheit. Henry glaubte nicht, die Vornamen seiner Eltern je aus ihrem Mund gehört zu haben.

Der Schnitt in der Zeit, den die Wolldecke und die Heftpflaster darstellten, hatte sich als Bild in sein Gedächtnis gebrannt, das er immer wieder vor sich sah. War sein Leben davor gar nicht und jenes danach nur schemenhaft in seinem Kopf, war es dieses Bild, das er klar und deutlich erkennen konnte, immer wieder. Es verfolgte ihn in die Nacht und begleitete ihn am Tag, und wenn es so ist, wie man sagt, und sich Erinnerungen immer wieder verändern, dann konnte diese keine normale Erinnerung sein, denn sie blieb gleich, keine Farbe und keine Form änderte die Erscheinung.

Die Großmutter warf alle Bilder, die der kleine Henry malte, sofort in den Abfalleimer, denn die Zeichnungen zeigten immer dasselbe, wie Kopien glichen sie einander. Die Malstifte wurden schnell kleiner, vor allem grün, blau und rot hielten sich nicht lange, dafür benutzte Henry nie den schwar-

zen oder den orangefarbenen. Einige Bilder versteckte er unter der Matratze, bis die Großmutter auch diese fand und sie entfernte, und er musste sich ein neues Versteck suchen. Immer wieder entdeckte die Großmutter beim Aufräumen und Saubermachen neue Abbilder der Gedanken ihres Enkels, ohne zu wissen, wie lange diese bereits in all den Winkeln und Ecken des Zimmers gelegen hatten. Doch niemals herrschte sie ihn deswegen an, nie erwähnte sie auch nur ein Wort, wenn sie mal wieder ein Stapel entsorgt hatte. Und wenn sie ihn beim Malen beobachtete, blieb sie stumm, traurig.

Irgendwann hörten die Zeichnungen auf, die Großmutter fand keine mehr unter dem Bett oder hinter den Büchern. Und die Malstifte blieben unberührt in der Schublade liegen. Was jedoch nicht ausblieb, waren die unermüdlichen Fragen, die Henry stellte, auf welche die Großmutter aber nie eine Antwort zu wissen schien. Entweder gab sie zurück, sie wisse es nicht, nicht mehr. Oder sie wehrte ab und meinte, nur Gott wisse alles. Und oft hörte sie die Fragen gar nicht, auch nicht, als Henry sie wiederholte, lauter. Doch er gab nicht auf, zu gerne hätte er mehr über seine Eltern erfahren, doch von seiner Großmutter schien er dies nicht zu können.

Sie war die Mutter seines Vaters, der Großvater war schon früh gestorben, und auch die Eltern seiner Mutter lebten bereits nicht mehr, als diese starb. Die Großmutter war nicht nur die einzige Verwandte, die Henry noch besaß, sie war auch die einzige lebende Person, mit der er wirklich redete. In der Schule sprach er zwar auch, mit den Lehrern und manchmal mit den Mitschülern, aber es waren andere Gespräche, Schulgespräche. Auch mit den Nachbarn wechselte er Worte, aber richtige Unterhaltungen mit ihm waren seiner Großmutter vorbehalten. Ihr und seinen Eltern, die jedoch nur zuhören konnten, wenn er mit ihnen sprach. Er saß neben ihnen im Gras, sie lagen friedlich nebeneinander, und Henry erzählte. Erzählte von

der Schule, erzählte, wie sein Tag verlaufen war, erzählte, was in seinem Kopf vor sich ging. Er stellte Fragen, ohne eine Antwort zu erwarten, denn er hatte mittlerweile begriffen, dass die Eltern nicht sprechen konnten, wie sie auf der Wolldecke neben ihm lagen. Dennoch, oder gerade deshalb, waren sein Vater und seine Mutter diejenigen, die am meisten, die fast alles von ihm wussten. Er glaubte nicht, dass die Großmutter an all seinen Gedanken interessiert war, denn oft, wenn er sie ihr erzählte, schloss sie die Augen und seufzte den Namen Gottes. Manchmal gab sie ihm einen Keks oder eine Schokolade und hoffte, er vergesse ob den Süßigkeiten, was er hatte sagen wollen. Er verschlang sie, vergaß aber nicht, behielt sein Geistesgut jedoch für sich. Und hörte irgendwann auf, mit der Großmutter über die Eltern reden zu wollen. Damals war er etwa zwölf Jahre alt.

Sarah 04

Ein Bahnhof erscheint am Fenster, Menschen steigen ein, Menschen steigen aus, Koffer und Taschen werden auf die Ablagen über den Sesseln gewuchtet. Die Zahl der Einsteigenden wird durch die Zahl der Aussteigenden etwa ausgeglichen, der Zug bleibt fast leer, jeder sitzt für sich an seinem Platz, widmet sich seinem Buch, hört Musik über Kopfhörer oder starrt durch die Scheibe. Stolpernd setzen sich die Wagen wieder in Bewegung, gewinnen an Fahrt, an Geschwindigkeit, immer schneller in die Zukunft. Die Zukunft; ein schwarzer Raum, die Größe ist unbekannt, die Form nicht ersichtlich. Man streckt die Arme aus, zu beiden Seiten, da sind keine Wände, die führen oder leiten. Schritt für Schritt in die Dunkelheit des Ungewissen, nur vage Vermutungen treiben vorwärts, nur der Instinkt bestimmt die Richtung. Der Kopf bereitet sich vor auf einen Aufprall, auf ein Zeichen, doch es geschieht nichts. Die Muskeln sind angespannt, der Körper steif, es fehlt ihm die Sicherheit, die Gewissheit, richtig zu liegen, richtig zu gehen.

Nummer Drei

Thomas

In dem Moment, in dem der Bus sie erfasst hätte, packte sie jemand an ihrer Jacke und riss sie zurück auf den Gehsteig. Sie hörte das Hupen des Busfahrers, schaute ungläubig auf das mächtige Heck des Wagens, das sich langsam entfernte, und drehte sich dann um. Vor ihr stand ein junger Mann und blickte erschrocken in ihr Gesicht, das zu jenem Zeitpunkt wohl einen ähnlichen Eindruck erzeugen musste.

„Jetzt hast du aber nochmals Glück gehabt! Ich habe gesehen, wie du über die Strasse gehen wolltest... und dann der Bus... ist alles in Ordnung bei dir?“

Es fiel ihr schwer, ihre Sprache wieder zu finden.

„J... Ja... Ich denke schon.“ Sie atmete tief ein und wieder aus. „Vielen Dank!“

„Gern geschehen. Ich konnte dich doch nicht einfach diesem Bus überlassen! Geht's wieder? Alles in Ordnung?“ Sarah nickte.

„Darf ich... darf ich dich zu einem Tee einladen? Du könntest einen vertragen! Oder lieber Kaffee?“

Sie entschied sich für Kaffee. Sie setzten sich an einen Tisch in einem Gartenrestaurant. Ihr Retter stellte sich vor.

„Also, ich bin Thomas Bond, nein, nicht verwandt mit irgendwelchen Geheimagenten aus England, ich mag auch keinen Martini, und bewaffnet bin ich ebenso wenig. Aber was meine erotische Ausstrahlung anbelangt: Ja, ich weiß, dass ich auf sehr viele Frauen geradezu unwiderstehlich wirke. Sie lieben meinen Charme, meine Intelligenz, meinen Humor, und sie alle wollen meinen Körper, wollen ihre Lippen auf meine drücken. Es ist ein hartes Los, manchmal, denn auch wenn ich wollte, ich kann einfach nicht all die Frauen zufrieden stellen, die mich auf der Strasse ansprechen, die mich verfolgen bis zu meinem Haus, mich mit Liebesbriefen und Unterwäsche bombardieren. Ich brauche manchmal auch ein wenig Zeit für mich, ein wenig Ruhe, um mich beispielsweise meiner Briefmarkensammlung zu widmen, oder um ein wenig in meinem Swimmingpool zu surfen. Er ist ziemlich groß, dieser Swimmingpool, weißt du? Ich habe ihn damals, als ich mein Haus erbaute, mit eigenen Händen gegraben. Ja, so ist es, mein Leben, ziemlich hart manchmal, aber ich will mich nicht beklagen!“

Eigentlich war ihr nicht zum Lachen zu Mute, der Schock steckte noch in ihren Gliedern, und überhaupt war ihr Leben ein wenig konfus, schwierig. Doch Thomas Bond, nicht verwandt mit James, hatte es geschafft, sie zu einem vergnügten Lächeln zu bewegen, und das bereits nach fünf Minuten Bekanntschaft.

Thomas hatte ihr das Leben gerettet, wahrscheinlich. Wäre er nicht dort gewesen oder auch nur zwei oder drei Schritte weiter von ihr entfernt, der Bus hätte sie erfasst. Sie stellte sich vor, was dann mit ihrem Körper geschehen wäre, ob er durch die Wucht des Fahrzeuges durch die Luft geschleudert worden wäre, ob er einfach nur umgekippt und überrollt worden wäre. Sie stellte sich vor, wie ihre Leiche ausgesehen hätte, welche Glieder an welchen Stellen gebrochen wären. Und manchmal sah sie sich auch stärker als der Bus, sah, wie dieser an ihr zerschellt, während an ihr kein Kratzer zu sehen war. Sie wischte die Gedanken weg, schließlich war er dort gewesen, genau zur richtigen Zeit, und keinen Schritt zu weit von ihr weg. Er sah nicht schlecht aus, war keinesfalls hässlich oder unattraktiv. Vielleicht ein wenig zu klein nach Sarahs Geschmack, sein Gesicht vielleicht ein wenig zu austauschbar, zu ordinär, er war die Art Mensch, der sich in einer Gruppe oder einer Menge auflöst, unsichtbar wird, sich eingliedert, und weder seine Anwesenheit noch ein allfälliges Fehlen wird bemerkt. Aber er hatte etwas, was Sarah bei ihren früheren Bekanntschaften vermisst hatte, wenn vielleicht auch nur unbewusst, er hatte etwas, was ihr gut tat, was ihr fehlte, ohne dass sie es bemerkt hätte.

Seine Lebensfreude war wörtlich zu verstehen, er versprühte einen erfrischenden Humor, der zwar nicht immer präzise ins Ziel traf, aber auch nie verletzte, der einfach lustig war. Er war einfach ein lustiger Mensch. Ein Clown, ein Spaßmacher und Sprücheklopfer, aber keine Witzfigur. Manch-

mal blätterte seine Fassade an gewissen Stellen ein wenig ab, und Sarah konnte einen kurzen Blick dahinter werfen, und hinter der Umkleidung war kein Lachen mehr zu sehen. Wenn er sich unbeobachtet fühlte, starrte er oft mit leerem Blick zu Boden, und der ganze Esprit war aus seinem Gesicht gewichen und hatte einer Traurigkeit Raum gegeben, deren Ursache Sarah nie hatte ergründen können. Denn kaum hatte er sie entdeckt, setzte er wieder das glückliche, das glücklichmachende Gesicht auf und unterhielt sie, brachte sie zum Lachen. Sie kam sich manchmal ein wenig egoistisch vor, dass sie sich nicht mehr Mühe machte, die andere Seite von Thomas kennen zu lernen, sie zu suchen. Aber sie genoss die Lebensfreude, die von ihm auszugehen schien und nach und nach jeweils auch sie erfasste, sog sie auf und wollte zu jener Zeit so gut wie möglich das Aufkommen eines anderen oder gar eines gegenteiligen Gefühles verhindern.

Als er sie einmal in eines der teuersten Restaurants der Stadt eingeladen hatte, sorgte er mit seiner Art der Nahrungsaufnahme, mit seinen gespielt schlechten Manieren und einigen Sprüchen auf Kosten der Kellner dafür, dass sie hinausgeworfen wurden und fortan Lokalverbot genossen. Anstelle einfach zu verschwinden, postierte sich Thomas vor dem Eingang des Restaurants und sprach jeden an, der vorhatte, es zu betreten.

„Hallo sie, entschuldigen sie, aber sie wollen doch nicht wirklich da hineingehen, oder?“

„Doch“, entgegnete ein älterer Herr, sichtbar vermögend. „Ich habe da drin einen Tisch reserviert!“

„Aber sie wissen Bescheid über das Katzenfutter?“ fragte Thomas unschuldig.

„Das Katzenfutter?“

„Ja, die tun da drin Katzenfutter in die Sauce, auf den Reis! Und schreiben auf der Karte, es sei Kalbsragout. Das müssen sie doch gehört haben, das stand in allen Zeitungen, sogar das Fernsehen hat darüber berichtet!“

„Nein, das höre ich zum ersten Mal! Und die... die tun wirklich Katzenfutter ins Essen?“ Thomas nickte. „Ja, so ist es.“

„Beim letzten Mal hatte ich hier auch Kalbsragout... und sie meinen wirklich...?“

„Welchen Grund hätte ich denn, sie anzulügen?“ meinte Thomas.

Der Mann schüttelte den Kopf, kratzte sich mit seinen Fingern hinter dem Ohr und drehte sich um, ging davon und nicht ins Restaurant. Thomas und Sarah mussten sich zusammenreißen, um erst zu lachen, als er außer Hörweite war.

Einem jungen Paar, ebenfalls aus der gesellschaftlichen Oberschicht wie fast alle Gäste, erzählte er von Kameras, die unter den Tischen angebracht waren, und zwar genau so ausgerichtet, dass sie den Damen unter ihre Röcke blicken konnten. Das Bild wurde dann in die Küche übertragen. Und auch diese beiden ließen ihren bestellten Tisch unbenutzt und machten sich davon, ebenso wie drei ältere Damen, die von Thomas erfahren mussten, welche Körperflüssigkeiten in die hauseigene Pilzcremesuppe gehörten.

Sie hatten Spaß, das Leben, es machte Spaß. Sarah fühlte sich glücklich, selten in ihrem Leben lachte sie so häufig wie in der Gegenwart von Thomas. Und auch ihre Beziehung, ihre ‚Flucht in Ketten‘, wie er sie nannte, entwickelte sich, zwar zögerlich, aber das lag an Sarah selbst. Es machte ihr keine Probleme, ihn als ihren Freund zu betrachten, doch ein Sexualleben, eine körperliche Beziehung zu ihm aufzubauen, dazu brauchte es mehr als nur Sarahs Willen. Jener war vorhanden, sie wünschte sich nichts mehr, als einfach mit ihm ins Bett gehen zu können, sich von ihm streicheln lassen,

mit ihm Liebe machen. Doch da stand noch immer der Felsen der Vergangenheit im Weg, ein schwerer Stein, dessen Gewicht beide jeweils zu spüren bekamen, sobald die Situationen intimer wurden.

Im Gegensatz zu Richard kam Thomas mit ihren Ängsten sehr gut klar, sobald er bemerkte, dass sie abblockte, sich ihm verschloss, da zog er sich zurück oder ging zumindest keinen Schritt weiter. Er entschuldigte sich sogar, und Sarah musste ihm klarmachen, dass er keinen Fehler begangen hatte, dass der Grund bei ihr lag, nur bei ihr. Er fragte sie, woran es lag, und als sie ihm sagte, dass sie noch nicht soweit war, mit ihm darüber zu sprechen, da akzeptierte er es, sagte nur, dass er jederzeit da sein würde, sobald sie ihre Gedanken und Gefühle soweit geordnet hatte, um sich zu öffnen.

„Danke!“ flüsterte Sarah. „Ich glaube, ich habe dies noch niemandem zuvor gesagt, aber: Ich liebe dich. Ich glaube zumindest, es zu tun. Ich weiß nicht, ob das, was ich fühle, bereits Liebe ist, aber ich habe noch nie so empfunden.“

„Ich weiß auch nicht, ob ich sicher weiß, was Liebe ist, aber wenn das Liebe ist, was ich für dich empfinde, dann ist Liebe verdammt schön!“

Langsam löste sich die Augenbinde der ersten Verliebtheit bei Sarah, sie konnte wieder klare Konturen erkennen, klare Kanten, und sie bemerkte Dinge, die ihr zuvor nicht aufgefallen waren, ihr nicht auffallen wollten. Nachdem sich ihre Emotionen ein wenig beruhigt hatten, sich die Wellen geglättet hatten, brauchte sie manchmal ein wenig Abstand von Thomas, wollte Zeit für sich, wollte auch Zeit für andere Menschen in ihrem Leben. Doch er wollte, er konnte ihr diesen Raum nicht erlauben, stets wollte er sie umschwirren wie die Mücke das Licht, wollte in ihrer Nähe sein, und zu Beginn empfand sie diese Anhänglichkeit noch durchaus als Liebesbeweis, als Zeichen seiner Zuneigung und als Signal, wie sehr er sie brauchte. Und

es war angenehm, diese Art des Begehrens, des Verlangens, zumindest bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Doch von diesem Moment an sah sich Sarah immer mehr in die Enge getrieben von Thomas, er ließ ihr wenig Platz zum Atmen, und sie *musste* atmen, musste immer wieder durchatmen.

„Ich bekomme keine Luft, Thomas, verstehst du mich?“

Er zuckte mit den Schultern, zog ein ratloses Gesicht. Nein, er verstand es nicht.

„Ich liebe dich, ich will mit dir zusammen sein, so oft wie möglich. Ich bin nur dann existent, wenn du bei mir und ich bei dir bin. Ansonsten bin ich nur ein Körper, austauschbar, unbenutzte Materie.“

„Aber ich brauche manchmal einfach ein wenig Abstand. Das heißt ja nicht, dass ich dich nicht liebe, es bedeutet auch nicht, dass ich nicht mit dir zusammen sein will, aber ich kann es einfach nicht die ganze Zeit tun. Ich kann nicht immer dieselbe Luft atmen wie du, kann nicht immer die gleichen Dinge sehen wie du. Und irgendwie muss doch auch dir ein wenig Freiheit gut tun, oder nicht?“

Thomas schüttelte lange den Kopf, schaute zu Boden. Er war eigentlich intelligent, er war feinfühlig, was ihre Gefühle betraf, sie konnte sich nicht erinnern, dass er sie irgendwann einmal bewusst verletzt hatte, weder physisch noch mit Worten. Er war einfühlsam, er war aufmerksam, er war sensibel. Wie konnte es sein, dass er nicht begriff? Wie konnte er nicht einsehen, dass er sie nur von sich wegstieß, je mehr er sie zu sich heranziehen wollte? Dass sie ihn von sich wegstieß?

Sarah versuchte, die nötige Geduld aufzubringen, sie bedachte, welche Besonnenheit und Toleranz er mit ihr haben musste, doch irgendwann hatte sie genug, sie konnte sich nicht mehr bewegen in seiner Umarmung, und sie zog die Konsequenzen, zog einen Schlusstrich.

Mike 04

In seiner Kindheit war er stets der Größte seiner Klasse, einerseits war er für sein Alter schon ziemlich hochgewachsen, andererseits musste er zweimal ein Schuljahr wiederholen, weil seine Leistungen sich nicht so schnell entwickelten, wie es das Schulsystem vorsah. So verlängerte sich zwar die Zeit, in welcher er in stickigen Zimmern sitzen und einem gelangweilten Lehrer zuhören musste, jedoch brachte es ihn auch in die nicht unangenehme Lage, eine Art König der Schüler zu sein. Ständig konnte er sich aussuchen, wessen Pausenbrot er essen wollte, musste nie selbst eines in die Schule mitbringen.

Eines seiner liebsten Opfer war der kleine Henry, ein verschüchterter Knirps, dessen Ohr einen tiefen Riss aufwies, was ihm das Aussehen eines Zwerges, eines Koboldes vermittelte. Henry brachte immer die besten Brote mit, sie waren dick bestrichen und belegt, seine Mutter, oder wer auch immer sie machte, wusste, wie man Pausenbrote herstellt. Mikes Mutter hätte solch verführerische Zwischenmahlzeiten wohl nicht zustande gebracht.

Henry wehrte sich nie allzu stark, wenn er sein Essen einforderte. Zu Beginn maulte er jeweils ein wenig, dann brachte Mike ihn eben zum Schweigen. Mit der Zeit brauchte er nichts mehr zu sagen, der Kleine gab ihm sein Brot freiwillig, bettelte meistens auch noch darum, nicht geschlagen zu werden. Mike sah diese Bettelei nicht gerne, sie ekelte ihn an, und er schlug dann trotzdem zu.

Aber auch die anderen Kinder fürchteten Mike. Er regierte seine Klasse mit harter, aber gerechter Hand. Wer ihm einen Gefallen erwies, den ließ er meistens in Ruhe, wer sein Maul aufriss, dem stopfte er es. Wenn er einem Kind einen Befehl erteilte, dann führte ihn dieses auch aus, dafür sorgte er.

Schließlich musste Mike auch gehorchen, wenn sein Vater ihm etwas befahl. Es gibt nun einmal Autoritäten, und die muss man respektieren.

Die Türe seines Krankenzimmers öffnet sich, ein alter Mann im weißen Kittel tritt ein. Der Arzt kommt lächelnd auf sein Bett zu, stellt sich davor und streckt ihm eine fleischige Hand hin.

„Guten Tag, Herr Herman. Mein Name ist Koslowski, ich bin ihr behandelnder Arzt. Wie geht es ihnen?“

„Ich habe Schmerzen, der Kopf dröhnt irgendwie. Was ist passiert mit mir?“

„Tja, es ist so: Sie haben einiges abbekommen. Sie lagen im Koma, so konnten wir vieles in dieser Zeit schon wieder herrichten. Sie sehen, wir haben ihre Hände, ihren Arm und ihr Bein repariert. Die müssen jetzt nur noch ein bisschen Ruhe haben, dann kommen die wieder in Ordnung.“

„Was ist mit meinem Kopf?“

„Ja, ihr Kopf... sie haben eine Hirnerschütterung, viele Prellungen und Platzwunden. Ihrem linken Ohr wurde übel mitgespielt,... es ist am Ansatz abgerissen worden, wir konnten... wir konnten es leider nicht mehr retten.“ Mikes Blick wird nervös, das Zimmer scheint sich zu verändern, die klaren Linien und Kanten werfen seltsame Wellen. Er starrt den Arzt ungläubig an.

„Sie... sie meinen... sie sagen, ich habe mein... mein Ohr verloren?“

Koslowski nickt, zieht eine sorgenvolle Miene. „Tut mir leid! Wir haben wirklich alles versucht, doch es war schon zu lange Zeit vom Körper... vom Kopf abgetrennt.“

Mike schaut aus dem Fenster. Ganz kurz erscheint das Bild des kleinen Henry vor seinen Augen, mit seinem gespaltenen Ohr. Er blickt auf die Baumwipfel vor seinem Zimmer, ein leichter Wind lässt sie tanzen, sich hin

und her bewegen, die Zweige scheinen ihm zuzuwinken. Er betrachtet das Schauspiel und versucht, sich seinen Kopf mit nur einem Ohr vorzustellen. Er wird sich nie mehr im Spiegel betrachten können. Nie mehr kann er seine Haare hinter die Ohren streichen. Er wird ein Aussätziger werden, aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Was ist ein Mann mit nur einem Ohr wert? Wird man ihn auslachen, ihn verspotten?

„Und... es gibt absolut keine Chance, mein Ohr wieder anzunähen?“

Der Arzt schüttelt seinen Kopf. Mike betrachtet die Ohren des alten Mannes, sie sind groß, die Ohrappen hängen weit hinunter. Er fährt mit seiner Hand an seinen Kopf, befühlt die Stelle, wo ihm jetzt etwas fehlt, abgerissen wurde.

„Und... solche Attrappen, Nachbildungen?“

„Sie meinen ein künstliches Ohr? Wir müssen sehen, was sich machen lässt, in der Regel werden aber keine Nachbildungen für Ohren gemacht!“

Mikes Blick wandert wieder zum Fenster hinaus, starr liegt er auf den Hügeln am Horizont. Er fühlt sich leer, ausgehöhlt. Es ist nicht nur das Ohr, das er vermisst.

„Äh, Herr Herman?“

Mike nickt nur abwesend mit dem Kopf, als der Arzt ihn aus seinen Gedanken reißen will, schweigend dreht er sich langsam zu ihm hin.

„Dann ist da noch etwas...“

Laura 04

Martin Becker war achtzehn, ein Jahr älter als sie, seine Schwester Stephanie ging mit Laura zur Schule. Nach dem Unterricht ging sie oft zu Stephanie nach Hause, um dort fernzusehen oder einfach nur zu reden. Und eben auch wegen Martin. Er spielte Fußball, war immer braungebrannt, er hatte blonde Haare und ein Lächeln, das sogar im Dunkeln noch strahlte. So stellte es sich Laura zumindest vor. Er war nett, charmant, wenn die beiden Mädchen in Wohnzimmer oder im Garten saßen, gesellte er sich manchmal dazu, unterhielt sich mit ihnen oder schaute fern. Sie redete sich ein, er sei nur wegen Stephanie so freundlich zu ihr, sein Verhalten beruhe nur auf Höflichkeit.

Laura versuchte, sich ihre Gefühle für Martin nicht anmerken zu lassen. Sie sah ihn selten direkt an, hatte Angst, dem Blick aus seinen braunen Augen nicht standhalten zu können, vielleicht sogar zu erröten. In ihrem Alter wurden Jungs häufig nur nach dem Aussehen beurteilt, doch irgendwie spürte sie, dass er mehr zu bieten hatte als seine Erscheinung, er schien intelligent, gebildet, er war zuvorkommend, ohne aufdringlich zu wirken. Sie hatte sich nicht im ersten Moment in ihn verliebt, nicht auf den ersten Blick. Doch irgendwann häufte sich sein Name auf ihren Papieren und in ihrem Notizbuch.

Sie waren zu viert ins Kino gegangen, Stephanie, Laura, Stephanies neuer Freund, der nur eine Woche später bereits Ex-Freund heißen sollte, und Martin. Stephanie wollte sich wohl ganz auf ihren Typen konzentrieren, und ihr Bruder hatte gerade nichts Besseres vor.

Der Film war schrecklich, ein billiger Actionreißer ohne Handlung, ohne Anspruch. Stephanies Freund hatte den Vorschlag gemacht, und mangels Alternativideen saßen sie nun inmitten von Gewehrfeuer, Explosionen,

Muskeln und hübschen dummen Frauenfiguren. Stephanie schmolte in ihrem Sitz, ihr Freund war höchst erfreut über die Geschehnisse auf der Leinwand, und als sie das Kino verließen, waren sie ziemlich überrascht, als Martin und Laura sich vor ihren Augen küssten. Er hatte während der Vorstellung plötzlich seine Hand auf ihre gelegt und sie angelächelt. Sie starrte lange und verwirrt auf seine Lippen, dann starrte sie auf seine Hand auf der ihren. Sie beugte sich zu ihm hinüber und den Rest des Filmes nicht mehr zurück.

Er war, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, entsprach dem Bild, das sie von ihm angefertigt hatte, ziemlich genau. Er war intelligent, er war gebildet, er war zuvorkommend und er war unaufdringlich, wenn sie mit ihm zusammen war, fühlte sie sich unangreifbar, er konnte ihr mit wenigen Worten das Gefühl geben, Königin einer wunderschönen Welt zu sein. Er hatte all die Charaktereigenschaften, die Laura an einem Mann schätzte, die ihr wichtig waren. Dass ihr Treue auch so viel bedeutete, fand sie erst heraus, als es schon zu spät war.

Sie waren drei Monate zusammen, und während ihrer Beziehung war sie sich ganz sicher, niemals mehr in ihrem Leben so glücklich sein zu können wie mit Martin, besser wäre gar nicht mehr möglich, der Gipfel der Perfektion sei erreicht. Dinge, die Mädchen in ihrem Alter häufig von ihrem ersten Freund dachten. Wenn sie heute reflektiert, wird sie den Gedanken nicht los, dass es in ihrem Fall wirklich so ist.

Drei Monate war er ihr Freund, ihre große Liebe. Und Laura benötigte etwa ein halbes Jahr, um über ihn hinweg zu kommen, um es zu schaffen, sein Gesicht, sein Lächeln und seine Augen nicht mehr zu träumen. Am Anfang weinte sie, bis Kopf und Augen schmerzten, weinte still vor sich hin. Sogar ihrem Vater fiel auf, dass etwas nicht in Ordnung war in Lauras Leben, er

unternahm sogar etwas, um diesen Zustand zu ändern, schenkte ihr teures Parfum und eine goldene Halskette. Einfach so, meinte er, um sie ein wenig aufzumuntern. Sie hasste ihn für diese Geschenke. Der einzige, der es wert gewesen wäre, sie an ihrem Hals zu riechen und zu sehen, war weg.

Der Anflug eines Lächelns umspielt ihren Mund, wenn sie an Martin zurückdenkt. Nicht nur die Erinnerungen an eine schöne Zeit, auch die Realisierung ihrer damaligen Naivität lassen sie bitter schmunzeln. „Die schöne Zeit ist verschwunden, ausgelöscht, nur noch ein Nebel in meinem Kopf, der sich manchmal lichtet. Geblieben ist die Naivität, ist die Dummheit und die Fähigkeit, sich Hals über Kopf in die falschen Männer zu verlieben. Weshalb diese Diskrepanz, weshalb ist da auf der einen Seite diese Unsicherheit, diese Scheu, diese Angst, und auf der anderen Seite diese meisterhafte Veranlagung, sich fatalistisch in jede Beziehung zu stürzen, die am Horizont auftaucht, auch wenn es davon nicht allzu viele gab und gibt?

Die Erinnerung an Martin weitet sich auch auf Stephanie aus. Es war harmlos, es war vielleicht ein letzter Aufschrei der Jugend, doch vielleicht war es auch eine abstrakte Art der Rache, als sie dieses Erlebnis mit ihr hatte. Sie waren in einem Sommerlager, das letzte während der Schulzeit, sie schliefen nebeneinander, und in einer Nacht schliefen sie auch miteinander, irgendwie, einfach so. Sie kann sich nicht mehr an die genauen Umstände erinnern, sie haben sich gestreichelt, geküsst, vielleicht haben sie sich geliebt in jener Nacht. Seltsamerweise war ihr weder vor noch während und auch nicht nach dieser Erfahrung der Gedanke erschienen, sie könnte lesbisch sein. Es ist einfach passiert.

Dinge passieren jetzt nicht mehr in meinem Leben. Alles scheint vorbei zu sein. Jeder Tag vergeht einfach. Und jeder Tag, der vergeht, ist ein Tag weniger im Leben, ein Tag weniger zu leben, ein Tag weniger Leben. Das Leben. Es entgleitet mir immer mehr. Die Kindheit war der Morgen, war der Tag. Die Jugend war der Abend, bis zum Sonnenuntergang. Und nun ist dunkle Nacht. Eine unendliche Nacht, eine erschreckend lange Nacht, eine erschreckend lange Unendlichkeit.

Henry 05

Nun ist er sechszwanzig. Ziemlich alt für ein Kind. Doch er weigert sich, erwachsen zu sein. Er hat sich wieder zurück auf die Strasse geschlagen und geht weiter auf dem flimmernden Asphalt. Der Schweiß rinnt ihm über die Stirn in die Augen, sie brennen. Nach seinem kurzen Halt am Wasser fühlt er sich wieder etwas besser, neue Energie durchdringt seinen Körper. Die Wasserflasche baumelt an einer Schnur, die er durch eine Gürtelschleife seiner Hose gezogen hat. Er hat noch einen langen Weg vor sich, und ein kurzer Schatten eines Zweifels huscht durch seine Gedanken.

Die Umgebung ist sonderbar. Fremdheit hat alles Vertraute und Bekannte verdrängt und drängt sich auf. Drängt auf und dringt ein in seine Welt und macht sie neu, macht sie fremd wie alles Neue. Ich bin draußen, denkt er sich. Sagt allen, dass ich draußen bin, draußen aus dieser alten Welt und drinnen in einer neuen. Zuvor hatte er gedacht, sie mache ihm mehr Angst, hatte gedacht, sie stoße ihn ab, wie er sie bisher abgestoßen hat. Nun haben sie sich, und sie ist in ihm, und er ist in ihr, und sie ist anders, nicht schön, auch nicht hässlich. Es ist wie in einem leeren Zimmer, er sitzt und wartet und fragt sich, was geschehen wird, und er sitzt und wartet, und nichts geschieht, der leere Raum um ihn herum ist der leere Raum in ihm, ist diese neue kleine Welt, in der er nicht weiß, wie er sich fühlen soll, ob er sich fühlen soll und sich dann gar nicht mehr fühlt.

Ein Nadelwald säumt die Strasse auf deren rechten Seite, wie Soldaten bei einer Parade stehen die Stämme nebeneinander, hintereinander. Henrys Blick dringt tief ins Unterholz ein, findet ein Eichhörnchen und folgt dessen Weg, hinauf in das Dickicht der Nadeln eines Baumes. Dort verliert er die Spur des Tieres und schaut wieder nach vorne. Eine lange Gerade erstreckt

sich vor ihm, kein Fahrzeug ist auf ihr zu sehen. Abermals wischt er sich mit der Hand die Schweißperlen vom Gesicht.

Noch nie schwitzte er gerne, und dem Sportunterricht konnte er nichts abgewinnen. Dementsprechend schlecht war er darin auch, und wenn er bei den Mannschaftssportarten immer ganz am Schluss gewählt wurde, war es ihm egal, denn er pflegte sowieso am Rande des Spielfeldes zu stehen und den anderen zuzuschauen, die laut schreiend und lachend einem Ball hinterher jagten. Er gab sich Mühe, die wiederholten Aufforderungen der Lehrer, sich doch auch einmal ein wenig am Geschehen zu beteiligen, geflüssentlich zu überhören. Nach einer Weile ließen ihn die Lehrer in Ruhe und an seinem Platz, und die Mitschüler spielten fluchend um ihn herum, wenn er im Weg stand. Und diese ganze Situation in der Grundschule hätte ihn auch nicht weiter gestört, wäre da nicht das Duschen nach dem Sport gewesen. Das obligatorische Duschen. Vergeblich versuchte er den Lehrern, die im Umkleideraum für Ordnung sorgten, klarzumachen, dass es keinen Sinn mache, wenn er sich unters Wasser stelle, da sie ja unschwer erkennen konnten, dass kein Tropfen Schweiß seinen Körper verlassen hatte. Doch die Herren blieben hart, und nach den üblichen Vorträgen zur Hygiene begab sich Henry mit gesenktem Kopf und in ein großes Frotteetuch gehüllt in den Duschaum, stellte sich unter eine Brause und drehte das Wasser auf. Er strich mit den Händen einige Male über seinen dünnen Körper, immer darauf bedacht, möglichst nahe an der gekachelten Wand zu stehen, seine Front ihr zugewandt. Starr blickte er an die Armatur, und nach einigen Sekunden drehte er den Strahl ab, packte sein Badetuch, schlang es sich um die Hüften und trabte wieder zu seinen Kleidern. Einmal war der Lehrer aus dem Raum gegangen, als Henry unter die Dusche gehuscht war, und wie er an seinen Platz zurückeilte, trat ein Junge namens Michael, der sich

Mike nannte, in seinen Weg und entriss ihm das Tuch. Eigentlich mochte niemand diesen Mike allzu gut leiden, aber dennoch lachten alle über seine Aktion. Der Junge war groß, der Größte der Klasse, und es schien Henry damals, dass sich die Gemeinheit und Bosheit eines Menschen in seiner Körperhöhe zeigten. Mike schwenkte das Frotteetuch wie eine Trophäe über seinem Kopf und ließ dabei ein höhnisches Lachen ertönen, seine Zähne blitzten auf, und Henry wusste nicht, ob der Ton oder der Anblick seines Gegenübers ihm kalte Schauer einjagte. Mike tänzelte um ihn herum und ging dann mit seiner Beute in den Duschaum, drehte einen Hahn auf, warf das Tuch zu Boden und schaute begeistert zu, wie sich die Wassertropfen in den Stoff fraßen. Dann drehte er die Dusche ab, hob das triefende Bündel auf und trug es auf ausgestrecktem Arm zu dem Platz, wo Henrys Sachen lagerten. Er riss dessen Tasche auf und stopfte das nasse Badetuch hinein. Die ganze Zeit hatte sein Lachen nicht nachgelassen. Henry stand zwischen Dusche und Umkleideraum, hielt die Hände vor seinen kleinen Penis und weinte leise.

Es war nicht das erste Mal, dass Henry mit Mike zusammentraf, und es sollte auch nicht das letzte Mal bleiben. Scheinbar hatte sich Mike zum Ziel gemacht, alle Kinder zu peinigen, die kleiner waren als er selbst. Und er hatte allerhand zu tun, denn keiner war größer als er, sogar einige Lehrer überragte er. Zumeist gab er sich damit zufrieden, Pausenbrote und Geldstücke einzufordern, und die wenigsten Schüler hatten den Mut, sich zu wehren. Diejenigen, die diesen Mut tatsächlich besaßen, rückten ihren Besitz aber irgendwann auch heraus, meist unter Nasenbluten oder mit blauem Auge. Henry mit seinem gespaltenen Ohr war Mikes Liebling. Wenn ihn die Großmutter jeweils fragte, was er gerne als Pausenmahlzeit hätte, zuckte Henry nur mit den Achseln, wissend, dass er sie sowieso nicht selber würde essen können. Sie gab sich immer große Mühe beim Zuberei-

ten, und scheinbar wusste sie, wie man gute Pausenbrote macht. Mike hatte sich nie beklagt.

Als Henry einmal mehr mit Prellungen im Gesicht und an den Armen nach Hause kam, glaubte die Großmutter nicht mehr an einen Sturz mit dem Fahrrad.

„Henry, woher hast du die Schrammen?“ wollte sie wissen.

„Großmutter, weißt du, ich bin mit dem Fahrrad über einen Stein gefahren. Dabei hat es mich zusammengestaucht, und ich bin vom Sattel gefallen, direkt auf die Strasse. Aber es ist ja nicht so schlimm, wie es vielleicht aussieht. Nur ein paar Kratzer.“

„Das passiert dir aber ziemlich oft, findest du nicht?“ meinte sie, dabei seltsam mit den Augen rollend.

„Ja, ich weiß“, gab der Junge kleinlaut zurück, „nächstes Mal passe ich besser auf, wohin ich fahre.“

Die Großmutter nickte, doch als Henry in seinem Zimmer verschwunden war, nahm sie das Telefonbuch aus einer Schublade und suchte die Nummer der Schule.

„Warum hast du mir nie erzählt, dass dich einer plagt?“ Die alte Frau saß auf der Lehne des Sessels, in dem ihr Enkelsohn zusammengesunken war.

„Ich... ich weiß nicht“, sagte Henry.

„Solche Dinge darfst du nicht mit dir machen lassen! Niemand darf dir das antun, verstehst du?“

Henry nickte.

„Und wenn so etwas passiert, dann musst du mir das auch sagen. Und nicht irgendwelche Geschichten erfinden, in denen du vom Fahrrad gefallen bist. Du bist wahrscheinlich noch überhaupt nie gestürzt mit dem Rad, nicht wahr?“

Henry schüttelte den Kopf. Die Großmutter fuhr mit der Hand über sein Haar.

„Weißt du, wenn Gott hört, dass du lügst, wird er sehr böse. Und wenn Gott böse ist, heißt das, dass *du* böse gewesen bist. Und böse Menschen kommen nicht in den Himmel.“ Sie hob drohend ihren Zeigefinger, eine Gebärde, die sie noch nie zuvor gebraucht hatte.

Der Junge fragte: „Sind Mama und Papa auch im Himmel?“

Sie nickte langsam. Ihre drohende Haltung fiel zusammen und sie legte die Finger wieder auf den Kopf ihres Enkels. Sie malten kleine unsichtbare Kreise ins Haar, zuerst ganz klein, dann immer größer werden. Henry senkte den Kopf leicht nach vorne. Ihre Finger berührten kurz die abstehende Ohrspitze und fuhren augenblicklich zurück.

„Ich glaube, ich rufe die Eltern dieses Jungen an, sie sollen mit ihm reden, ihm sagen, er müsse sofort mit diesen Dingen aufhören.“

„Nein!“ Henrys Stimme überschlug sich. „Bitte nicht! Er würde mich dann nur noch mehr quälen. Ich werde ihm selbst sagen, er solle damit aufhören. Bitte, Großmutter, rufe da nicht an! Ich bitte dich!“

Sie seufzte, überlegte lange und nahm dann das Telefonbuch vom Tisch. Henry schreckte aus dem Sessel auf, die Augen aufgerissen. Die Großmutter öffnete die Schublade und legte das Buch zurück.

„Danke, Großmutter.“

Sie ging schweigend in die Küche. Henry hörte sie mit dem Geschirr hantieren.

Natürlich hörten die Bosheiten nicht auf. Weiterhin machte die Großmutter Brote für die Pause, und weiterhin kam Mike in deren Genuss. Henry hatte mit keinem Wort erwähnt, er solle aufhören, ihn zu quälen. Was immer ihm auch angetan wurde, er ließ es geschehen, schluckte das Blut, schluckte die

Pein. Er hatte Mike nur gebeten, ihn nicht mehr ins Gesicht zu schlagen. Meistens hielt dieser sich sogar daran.

Sarah 05

Der Himmel hat sich ein wenig verdüstert, einige Wolken sind aufgezogen und schieben sich immer wieder vor die Sonne. Der Horizont in der Fahrtrichtung ist grau, blass. Ihr schräg gegenüber sitzt ein alter Mann zusammengesunken am Fenster, in seinem Mundwinkel hängt eine Zigarre, bis zur Mitte aufgeraucht. Er hat seine Augen geschlossen, ist wohl eingeschlafen, und sie schaut zu, wie die Asche auf seinen Pullover fällt, zuerst ein größeres Stück, dann einzelne, staubartige Partikel. Sie betrachtet sein Gesicht, die grauen Flecken, die Falten und Risse in der Haut. Die Friedlichkeit des Ausdrucks, gleichzeitig die Müdigkeit. Ein dünner Speichelfaden sucht sich seinen Weg vom Mundwinkel zum Kinn, der Gravität folgend, verliert sich in einem kleinen grauen Bart. Die Hände sind fleischig, die Finger dick, sie liegen in seinem Schoss, die Handflächen sind geöffnet, er scheint ein Fragezeichen zu tragen.

Auch Sarah trägt Fragezeichen spazieren.

Nummer Vier

Stavros

Es war ein wenig wie an Weihnachten. Sie sah dieses Geschenk unter den Zweigen des Weihnachtsbaumes, es war wundervoll verpackt, hob sich deutlich von den anderen Gaben ab. Sie betrachtete es bewundernd, nahm es in ihre Hände, schüttelte es, drehte es hin und her, es ist von allen Seiten wunderschön anzusehen. Sie entdeckte einen Zettel und auf dem Zettel ihren eigenen Namen. Es war ihr Geschenk! Jemand hatte ihr dieses außergewöhnliche Geschenk gemacht! Sie freute sich, natürlich freute sie sich

riesig, erneute wendete sie es nach allen Seiten. Was wohl darin verborgen ist? Sie genießt den Moment, die Spannung, und langsam und behutsam löste sie die Klebestreifen, zog dann auch das Papier von der Schachtel, die es umhüllte, und legte es sorgfältig zusammengefaltet zur Seite. Sie öffnete die Schachtel, die neugierige Erwartung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Sie schlug den Deckel auf, und sie war enttäuscht, sie musste enttäuscht sein. Die Schachtel war leer.

In ihrer Kindheit war der Weihnachtsbaum nur karg geschmückt, und nur einige wenige Dinge lagen darunter. Und keines dieser Geschenke war schön eingepackt, meist hatte Zeitungspapier als Material genügen müssen. Erst mit fünfundzwanzig Jahren erhielt sie dieses Geschenk, durfte es in seiner hinreißenden Verpackung in ihren Händen halten. Das Geschenk hieß Stavros, war ein Sohn griechischer Einwanderer, und er war einfach nur schön, wunderschön, schöner als Richard war, viel schöner als Henry oder als Thomas. Seine Augen waren blau wie das Meer der griechischen Ägäis, oder wie der Himmel darüber. Seine Haut war gebräunt, seine Haare schwarz, sein Mund sinnlich. Er war der griechische Adonis, der Held aus feuchten Frauenträumen, und obwohl sie es eigentlich gar nicht auf Schönlänge abgesehen hatte, obwohl sie es nicht von sich gedacht hätte, verfiel sie ihm, wollte ihn haben. Und sie bekam ihn auch.

Sie hatten dasselbe Stammlokal. Jedes Wochenende saß sie mit ihren Freundinnen an einem Tisch und tranken und kicherte, während sie zu ihm hinübersahen, ihn schüchtern mit einem Blick trafen oder ihn unverblümt musterten. Wahrscheinlich war es ihm schon lange aufgefallen, doch es schien ihm nicht peinlich zu sein, nie wirkte er verlegen, wenn er zu ihnen zurückschaute. An einem Abend kam er dann einfach zu ihrem Tisch.

„Hallo, ihr Hübschen! Wie geht's?“

Die ganze Frechheit ihrer Freundinnen war verschwunden, ausgelöscht, beschämt starrten sie auf die Tischplatte, eine gehemmtes ‚Gut‘ murmelnd. Nur Sarah blieb ungerührt und gab zurück: „Danke der Nachfrage, sehr gut, und dir, mein Schöner?“

Mehr brauchte es scheinbar nicht, um einen solchen Mann für sich zu gewinnen. Sie verwickelte ihn in ein Gespräch voller Belanglosigkeiten und Nebensächlichem, sie flirtete, zum ersten Mal in ihrem Leben flirtete sie, und erst als Stavros sie fragte, ob sie Lust hätte, zu ihm nach Hause zu kommen, blockte Sarah ab, schob einen Riegel vor. Dennoch verabredete sie sich mit ihm.

Vom ersten Moment ihrer Beziehung an fühlte sie sich darin nicht wohl, sie schien sich in eine Welt begeben zu haben, die ihr fremd war. Eine Welt, die sie nicht kannte, die sie nicht kennen wollte, die nur aus Oberflächen und Maskenlächeln und ungeschriebenen Regeln bestand. Sie ließ sich ein auf diesen Mann, ließ sich ein in dieses Leben, auf diese Erfahrung. Erfahrungen lehren, lassen lernen und begreifen, und das einzige, dass Sarah in der Zeit mit Stavros begriff, war, dass diese Zeit ohne Wert war, vergeudete Wochen ihres Lebens.

„Mehr gibt es nicht über ihn zu sagen, denkt sie jetzt, da ist nichts, was haften geblieben ist, nur ein Name, ein paar sexuelle Erlebnisse, die zwar nicht schlecht waren, aber eigentlich auch nur der Mittelmäßigkeit von Stavros entsprachen.“ Und sie sagt sich, nie mehr den Wert eines Geschenkes nach der Verpackung zu richten.

Mike 05

Sie waren über ein Jahr ein Paar, sie war nach einigen Monaten sogar bei ihm eingezogen. Seine einzige Beziehung, die er über eine so lange Zeit aufrechterhalten konnte und wollte. Er hatte sie in einem Club kennen gelernt, sie war ihm sofort aufgefallen. Eine kühle Zurückhaltung ging von ihr aus, sie wirkte ein wenig arrogant, wie sie sich an die Wand gelehnt hatte und die anderen Besucher musterte. Er fühlte sich angezogen, obwohl sie durch ihre Haltung, ihre Art, wohl genau diese Wirkung vermeiden wollte oder es zumindest unbewusst tat. Sie sah sehr gut aus damals, hatte eine tolle Figur mit schönen Brüsten und einem wohlgeformten Hintern, das Gesicht war ausdrucksstark, obwohl sie eine Brille trug. Mike mochte Frauen mit Brillen eigentlich noch nie, er fand die Gestelle auf den Nasen unästhetisch, sie wirkten intellektuell, langweilig. Sarah war die Ausnahme. Bei ihr konnte auch die Brille nichts daran ändern, dass sich dahinter ein schönes Gesicht verbarg, schöne Augen.

Er sprach sie an, war so charmant wie irgend möglich, er tanzte mit ihr, redete und hörte zu, und am Ende des Abends schien sie angebissen zu haben, sie willigte ein, sich von ihm nach Hause bringen zu lassen.

Leider erwies sie sich als äußerst zurückhaltend, abwehrend. Als sie vor ihrer Wohnung angekommen waren, bat sie ihn nicht mehr herein, erklärte, dass sie müde sei. Das war natürlich gelogen, er wusste es, Frauen schieben Müdigkeit sehr gerne als Grund vor, nicht mit einem Mann ins Bett gehen zu müssen. Normalerweise hätte er sie irgendwie dazu gedrängt, und falls es gar keinen Sinn gehabt hätte, wäre er einfach gegangen. Doch bei Sarah war es anders. Er wollte sie um jeden Preis, und vielleicht wollte er schon damals mehr als nur eine Nacht, spielte vielleicht schon am ersten Abend mit dem Gedanken, sich in eine Beziehung mit ihr einzulassen. Darum frag-

te er von Anfang an nur, ob er sie wiedersehen könne. Er hielt sich zurück, um nicht den Eindruck zu hinterlassen, den er sonst gerne machte, ein Eindruck, der Sarah bestimmt nicht gefallen hätte. Sie bejahte, als er fragte, ob er sie anrufen dürfe, und als er es nach zwei Tagen auch tat, willigte sie ein, sich mit ihm zu treffen, lud ihn sogar zu sich zum Essen ein.

Er war der perfekte Gentleman. Er brachte ihr Blumen und Wein mit, half in der Küche, verhielt sich unaufdringlich und hörte ihr interessiert zu, auch wenn er viele Dinge, die sie sagte, gar nicht wirklich verstand. Sie war intelligent, insofern war seine Theorie mit der Brille also nicht falsch, aber sie war es auf eine dezente Weise, sie gab nicht mit ihrem Verstand an, sondern wusste einfach, wie sie ihn einzusetzen hatte. Leider war sie keine gute Köchin. Das Essen, das sie ihm an jenem Abend servierte, war ziemlich fad, ein Geschmack war kaum zu erkennen. Außerdem konnte er nicht zuordnen, was er da auf dem Teller hatte, war aber nicht so dumm, sie danach zu fragen, um nicht den Anschein zu erwecken, er sei eine kulinarische Banau. Der Kaffee war dafür umso besser, vor allem hatte sie ihm noch ein wenig Likör eingeschenkt. Er hatte beschlossen, solange mit dem Sex zu warten, bis sie ein erstes Zeichen erkennen ließ, ebenfalls daran interessiert zu sein. Doch das Signal kam nicht, weder an jenem Abend noch an den darauf folgenden Treffen. Ihr schien nicht viel daran gelegen zu sein, Mikes Liebesqualitäten zu testen.

Es sollte fast zwei Monate dauern, bis sie endlich soweit war. Dann kam das Zeichen, das er sehnlich erwartete, beim Küssen auf seiner Couch war ihre Hand in seine Hose gewandert. Sie schien ziemlich unerfahren zu sein, und er musste ihr ein wenig helfen in ihrer Unbeholfenheit. Doch mit der Zeit wurde der Sex besser, Sarah entkrampfte sich zusehend, und einige Monate lang fühlte sich Mike richtig wohl in der Beziehung, fühlte sich nicht einge-

engt- Er hatte weiter seine Freiheiten, deren Art der Nutzung Sarah nicht unbedingt erfahren musste. Er verschwieg ihr seine Affären, obwohl es gar nicht so viele zu verheimlichen gab. Dennoch wollte er verhindern, sie zu verlieren. Er mochte es, nach der Arbeit nach Hause zu kommen und zu wissen, dass da jemand auf ihn wartete, seine Angst vor einer Bindung schien verschwunden.

Doch Sarah fing an, sich zu verändern. Als er sie bat, mit der Arbeit aufzuhören, wollte sie dies nicht tun, wollte weiterhin an ihrer Karriere basteln. Er gab irgendwann auf, sie zu bedrängen, aber dennoch hatte sich ein Schatten auf die Beziehung gelegt, ein Schönheitsfleck. Dann kamen ihr Ideen wie die Anschaffung einer Katze, sie wollte Gespräche über Kinder führen, dennoch nicht mehr so oft mit ihm schlafen. Sie blieb abends häufig lange weg, wenn sie mit ihren Freundinnen aus war. Mike musste sie oft zur Vernunft rufen, sie ein wenig zurechtstutzen. Doch sie entfernte sich immer mehr von ihm, auch als er anfang, sie gewaltsam wieder zur alten Sarah machen zu wollen. Plötzlich musste er sie zum Sex zwingen, harmlose Streitereien ließ sie immer soweit kommen, dass er seine Fäuste einsetzen musste.

Als sie ihn verlassen wollte, rastete er richtiggehend aus. Eine Traurigkeit überkam ihn, denn er hatte sie wohl endgültig verloren, sie würde sich nicht mehr versöhnen wollen. Die ganzen Monate, die er für diese Beziehung gekämpft, sich beherrscht und angepasst hatte, Kompromisse eingegangen war, sie flossen aus seinem Leben, waren umsonst. Er schlug einfach zu, er sah nicht mehr, wo er sie traf, in seiner Wut und Trauer hätte er ihr vielleicht schlimmeres angetan, wenn die Nachbarn nicht die Polizei gerufen hätten, die ihn mitnahmen. Danach durfte er Sarah nicht mehr sehen, musste sich von ihr fernhalten. Er wusste nicht genau, warum, aber er fühl-

te sich schlecht, fühlte sich betrogen. Und hielt sich fern von Sarah, hielt sich fern von Beziehungen.

Laura 05

Lucky war seit dem Beginn ihres Lebens an ihrer Seite. Als Lauras Mutter sie geboren hatte, begann eine entbehrungsreiche Zeit für ihren Mann, der nur Zuschauer war in dem Schauspiel, das Mutter und Tochter aufführten. Er beschloss, sich auch einen Gefährten zu suchen, und so besorgte er sich Lucky. In der Tierhandlung gaben sie als Geburtsdatum denselben Tag an, an welchem auch Laura auf die Welt gekommen war.

Ihre Welten entstanden gleichzeitig, und sie vermischten sich, wurden zu einer Welt, da Laura ab einem gewissen Alter den Hund als ständigen Begleiter neben sich sehen wollte. Sie gehörten zusammen, diese beiden Welten, sie brauchten sich, waren einander unentbehrlich. Wenn Laura nicht zu Hause war, der Hund aber wohl, dann legte sich dieser in der Eingangshalle auf den Boden, legte seinen Kopf auf die Vorderpfoten und befestigte seinen Blick an der Türe. Gleichzeitig malte sich Laura Szenen in ihrem Kopf, wie sie die Haustüre öffnete und von einem überschwänglichen Lucky begrüßt wurde, der mit dem Schwanz wedelte, seine Schnauze suchte ihr Gesicht. Und diese Vorstellungen wurden zur Realität, jeden Tag, wenn Laura nicht bei ihm sein konnte, was sie so gut wie möglich zu verhindern suchte.

Die Eltern verloren an ihnen ihr Interesse. Vaters Begeisterung für Lucky ließ wahrscheinlich noch früher nach, aber auch die Mutter baute ihren Enthusiasmus mit den Jahren ab, vor allem, als sie bemerkte, dass Laura auch alleine überleben konnte, dass man nicht immer ein wachsames Auge auf sie haben musste, vor allem, wenn der Hund dabei war. Sie schien auch ziemlich zufrieden zu sein, nicht beaufsichtigt zu werden.

Manchmal bleiben nur Bilder übrig. Laura mit ihrem Kopf auf Luckys Bauch. Lucky mit seinem Kopf in Lauras Schoss. Sie beiden nebeneinander,

sich anblickend. Sein Blinzeln, sein treuer Blick. Sie, hinter ihm herlaufend, in den Wald. Er, auf sie wartend zwischen den Bäumen. Die Tropfen, aus seinem Fell schießend, wenn er sich schüttelte im Regen. Bilder, die sich nur noch wiederholen konnten in Lauras Kopf, nachdem Lucky starb. Sie waren damals beide zwölf Jahre alt, nur sie musste noch weiterleben, als sie sich trennen mussten.

Er war schon längere Zeit immer schwächer geworden, mochte nicht mehr so schnell laufen, seine Zunge schien immer länger aus seinem Mund zu hängen. Sie war sich sicher, dass er krank war, aber sowohl die Eltern wie auch der Tierarzt meinten, er sei einfach alt. Jeder wird einmal alt, aber Laura verstand nicht, weshalb ihr Freund *einfach alt* war und sie selbst zwar gleich alt, aber noch immer ein Kind.

Eines Morgens lag er steif neben ihr im Bett, als sie aufwachte. Sie realisierte den neuen Zustand von Lucky nicht sofort, erst als sie ihn ein wenig stupste und dieser nicht darauf reagierte, einfach starr liegen blieb, fiel ihre Welt zusammen.

Sie bestand darauf, den Hund selbst zu begraben, alleine. Sie wollte ihn ihm Wald, neben ihrem geheimen Unterschlupf beisetzen, unter einem kleinen Baum, dessen Stamm in der Mitte einen leichten Knick aufwies und so die Wirkung erzeugte, er würde sich verbeugen. Die Eltern wollten von dieser Idee nichts wissen, sie hatten Luckys Körper in eine schwarze Plastiktüte gepackt, um ihn wegzubringen, ihn entsorgen zu lassen. Die Tüte lag in der Halle neben der Türe, etwa dort, wo der Hund jeweils auf Lauras Heimkehr gewartet hatte, als er noch am Leben war. Der Vater wollte die Leiche gerade in den Wagen schaffen, doch Laura schnappte sich die Tüte und lief mit ihr in den Wald, ohne dass ihre Eltern sie dabei ertappten. Sie wunderten sich über das Verhalten ihrer Tochter, doch sie unternahmen nichts weiter,

der Vater war zufrieden, dass er nicht zur Verbrennungsanlage hatte fahren müssen.

Laura grub indessen ein Loch in den Waldboden, sie hatte nicht an eine Schaufel gedacht und musste mit den Händen graben. Als das Loch tief genug war, nahm sie den Körper aus dem Plastiksack und legte ihn hinein, warf ein wenig Erde darauf und sprach einige Sätze über Lucky. Ihr Gesicht war tränennass, sie schluchzte während dem letzten Geleit, zog ihre Nase hoch. Dann füllte sie das Grab auf, legte einen schweren Stein auf die Erde, um den sie mit Schnur ein Bild des Hundes gebunden hatte, und steckte zum Schluss einen kleinen Ast in den Boden. Mit dem Rest der Schnur befestigte sie einen kürzeren Stock waagrecht an diesem Ast. Lucky war beerdigt, hatte ein würdiges Grab erhalten, das seine trauernde Freundin hingebungsvoll pflegte.

Die Eltern dachten, sie könnten ihren Schmerz lindern, indem sie bereits am Tag nach Luckys Tod mit einem neuen Hund von Laura standen. Es war ein kleiner Beagle, erst einige Wochen alt. Laura fühlte sich betrogen, das kleine Häufchen Fell vor ihr sollte jetzt also ihren Freund ersetzen, sollte seinen Platz einnehmen. Sie machte sich zu keiner Zeit die Mühe, den neuen Hund zu akzeptieren, weigerte sich, ihm einen Namen zu geben, spielte nicht mit ihm, beachtete ihn nicht. Eines Tages war er dann verschwunden, und seither kamen keine neuen Tiere mehr in das Haus der Tinnerts.

Henry 06

Allerdings war Mike nicht der einzige Störfaktor, mit dem sich Henry in seiner Schulzeit konfrontiert sah. Wo dieser bezüglich Größe und Macht den Gipfel der Hierarchie für sich beanspruchte und sich in dieser Rolle äußerst gut gefiel, fand sich Henry am entgegengesetzten Ende der schulischen Rangordnung wieder. Schon durch eine geringe Körpermasse benachteiligt, war da natürlich die Missbildung seines Ohres, die den anderen Kindern eine beliebte Angriffsfläche bot. Er hatte sich schon damals das Tragen einer großen Wollmütze angewöhnt, was im Winter nicht weiter auffiel, jedoch bei etwas wärmeren Temperaturen und vor allem im Sommer dafür sorgte, dass Henry unfreiwillig in regen Kontakt mit den Mitschülern geriet, immer wieder bemüht, seine Mütze zurückzubekommen, die man ihm entwendet hatte. Dabei war Mike weder der hartnäckigste noch der schlimmste Provokateur von allen. Wer sich häufiger Angriffe stärkerer Schüler ausgesetzt sah, wandelte diese Attacken in eine Art konträrer Energie um, die wiederum ein Ziel, ein Ventil suchte und es im kleinen Henry fand. Von den beiden Arten der Bosheit – die scheinbar angeborene oder natürliche Bosheit und diejenige, die aus verletztem Stolz und dem Schmerz der Unterlegenheit und vermeintlichen Minderwertigkeit entstand –, mit denen Henry sich konfrontiert sah, ängstigte ihn jene, die beispielsweise Mike ausdrückte, weit weniger als diese Reflex-Bösartigkeit der anderen, die ihrerseits durch jemanden wie Mike ausgelöst wurde. Und es verwundert ein wenig, dass Henry diese Fähigkeit der Energieumwandlung selbst nicht besaß, oder sie von seiner Ängstlichkeit zugedeckt und gefangen gehalten wurde.

Mäuse überleben nur, wenn sie sich ihren Feinden nicht offen zeigen, wenn sie wissen, wann und wie sie sich zu verstecken haben. Es gilt, sich die Wege einer allfälligen Flucht zu vergegenwärtigen, zurechtzulegen, die Augen sind stets geöffnet und in Bewegung, die Muskeln gespannt und zu einer blitzartigen, weil nötigen Bewegung bereit. Man kennt die Antagonisten, identifiziert sie schnell als solche, da es nicht viele Freunde gibt. Henry war die kleine Maus mit dem gespaltenen Ohr unter der Wollmütze, jedoch ziemlich gewitzt und schlau, und die Erfahrung, die er sich aneignen musste, lehrte ihn, begangene Fehler nicht zu wiederholen. So hielten sich die schmerzlichen Zusammenstöße mit den Katzen und anderen Raubtieren in der Schule in Grenzen. Sporadische Kollisionen. Das Fell der Maus wurde dicker.

Mit dem Aufstieg in die höhere Schulstufe änderte sich vieles. Mike kam in eine Hauptschule, zusammen mit den meisten anderen Quälgeistern, Henry gelangte in eine Eliteklasse, wo man überdurchschnittliche Schüler auf die designierte Karriere vorbereitete. Allerdings waren die Aufnahmekriterien mehrfach zu deuten. Wenn die Zeugnisse nicht außerordentlich waren, so musste es mindestens der finanzielle Einsatz der Eltern sein. Die Großmutter konnte diesen finanziellen Einsatz nicht leisten. Henrys Zensuren reichten aber aus, um zusammen mit der Oberschicht und den zukünftigen Köpfen der Nation – oder wer sich dafür hielt oder von den Eltern dafür gehalten wurde – in der Mensa zu Mittag zu essen. Wie er nun endlich in den Genuss der Pausenbrote seiner Großmutter hätte kommen können, wo sie ihm keiner mehr entwendete, da brauchte diese keine mehr zu machen. Anscheinend war im Schulgeld wirklich alles inbegriffen. Die Schulleitung war sehr auf Disziplin bedacht, es wurde darauf geachtet, dass ein strenges Maß an Ordnung und Regeln eingehalten wurde. In ein solches System eingefügt, fühlte sich Henry erstmals ein wenig sicher in der Schule. Die

Großmutter war stolz auf seine Leistungen, die anderen Schüler hielten mit Häme zurück, und zu einigen von ihnen konnte er sogar einen Ansatz einer persönlichen Beziehung aufbauen.

Einer von ihnen war Philip Teitelbaum, ein schüchterner Junge mit schwarzen Haaren und der Einzige der Klasse, der noch kleiner war als Henry. Auch Philip hatte in der Grundschule einiges einzustecken gehabt, Leute wie Mike schien es an jeder Schule zu geben. Was Henry an Philip am meisten schätzte, war dessen Fähigkeit, stundenlang kein Wort zu sprechen. Oft saßen sie nebeneinander oder gingen zusammen über den Schulhof, und keiner der beiden öffnete auch nur einmal seinen Mund. Durch Schweigen aneinandergebunden, bildeten sie eine kleine Allianz der Introvertierten, vielleicht nur, weil Allianzen weniger angreifbar sind als Steppenwölfe.

Worin auch immer der Sinn ihrer Gemeinschaft bestand, sie erfüllte die beiden mit einer Zufriedenheit, deckte ein Bedürfnis, bildete ein Fundament. Da jedoch nicht viele Worte zwischen ihnen fielen, war der Austausch von Gedanken auch begrenzt, und obwohl sie oft zusammen waren, schienen sie sich nicht wirklich zu kennen. Sie waren Unbekannte, aber nicht Fremde. Gefährten, aber nicht Freunde. Henry war sich bewusst, was er an Philip hatte, aber eigentlich war es ihm ziemlich gleichgültig, was dieser über ihre Beziehung dachte. Ihm war egal, weshalb Philip zurückhaltend und unzugänglich war. Ihm war einzig die Existenz eines Menschen wie Philip wichtig. Was hinter diesem Menschen stand, was in ihm vorging, war für Henry nur von geringem Belang.

Die Sonne steht im Zenit. Es ist noch heißer an den Tagen zuvor. Wie er alleine auf der Landstrasse marschiert, hat er seine Kappe vom Kopf gezogen und sie in den Hosenbund gesteckt. Sein Hemd ist feucht unter den

Armen, ebenso am Rücken. Die Waden brennen, er weiß nicht, wie lange er nun schon unterwegs ist. Am frühen Morgen ging er los, jetzt musste es etwa Mittag sein. Er bereut, sich nicht doch etwas zu essen eingepackt zu haben, denn sein Magen fühlt sich flau an, knurrt ab und an. Haare kleben auf seiner Stirn, er streicht sie zurück und danach die feuchten Finger an der Hose ab. Ein Auto nähert sich von hinten, hält neben ihm. Die Scheibe wird hinuntergelassen.

„He! Soll ich dich mitnehmen? Wohin willst du denn?“

Die Männerstimme ist tief, angenehm, ein freundlicher Klang mit einem ernsthaften Unterton. Henry schaut zum Wagen, der Mann darin erinnert ihn an jemanden, doch er kann ihn nicht richtig einordnen. Menschen einordnen, ein seltsamer Gedanke. Sie verstauen in einem riesigen Regal, aus dem man sie wieder hervorholen kann, wenn man an sie denkt. Da ist es schwierig, immer genau zu wissen, wer jetzt wo abgelegt ist, und oft findet man keinen Zugang, oder man findet wieder Menschen, von denen man nicht einmal gewusst hat, dass sie dort lagern. Den Mann im Wagen kennt Henry nicht, er ist nicht in seinem Regal vorhanden, seine Ähnlichkeit mit einem bekannten Gesicht ist vielleicht nur eingebildet. Und auch wenn er ihn kennen würde, die Antwort wäre dieselbe.

„Ist schon gut. Ich gehe lieber, danke!“

„Bist du sicher?“ gibt der Fahrer zurück. Henry nickt. Erst jetzt entdeckt er auf dem Rücksitz einen Kindersitz, aus dem ihn ein kleines Augenpaar anstarrt.

„Na gut, wie du willst. Schönen Tag noch!“

Die Scheibe schiebt sich nach oben, der Mann richtet seinen Blick wieder nach vorne und der Wagen wird immer kleiner, bis er hinter einer Kuppe verschwindet.

Das Kind auf dem Rücksitz, es machte auf ihn den Eindruck eines Gefangenen, eingeschlossen in der Enge des Wagens. Eingesperrt das Kind, und er, er ist ausgesperrt. Ausgesperrt aus seiner eigenen Welt, nur noch Zuschauer, zur Passivität verdammt. Unfähig, einzugreifen, aber froh, dass auch niemand sonst zum Handeln bemächtigt ist. Wenigstens das bleibt immer so. Doch eben ausgesperrt, eben zuschauend, die eigene Welt ist so unbekannt wie die fremden Welten, die Hemmungen, sie, die eigene Welt zu verlassen, sie bröckeln und schwinden und sterben ab, immer mehr.

Als Henry in der Eliteschule einen Vortrag über den Kommunismus halten musste, sah er sich mit einer neuen Situation konfrontiert. Der Gedanke, vor versammelter Klasse zu sprechen, ließ ihn in der Nacht nicht mehr schlafen. Er kannte die politischen Zusammenhänge außerordentlich gut, und es hätte ihm keine Schwierigkeiten bereitet, unzählige Seiten mit einem Bericht zu füllen. Doch davon zu erzählen, wobei all die Augen auf ihn gerichtet waren, vor allem auf sein Ohr, das überstieg seine Vorstellungskraft und auch sein Selbstbewusstsein. Dennoch, er konnte sich nicht erlauben, sich davor zu drücken. Stundenlang stand er vor dem Spiegel.

„Der Kommunismus entstand... ähm... die kommunistische Politik fußt auf dem Gedanken der... der...“ In seinem Kopf waren die Worte klar formuliert, doch irgendwie blieben sie auf dem Weg hängen und gelangten nur brockenweise aus seinem Mund. Irgendwann glaubte er dann, sich soweit im Griff zu haben, dass es ihm gelingen würde, die geforderte halbe Stunde durchzuhalten.

Bei seinen Vorbereitungen hatte er sich große Mühe gegeben, für jeden einzelnen Schüler hatte er eine Dokumentation zusammengestellt, mit welcher sich der Vortrag Punkt für Punkt verfolgen ließ. Somit hatte er nicht nur die Gewissheit, dass die Zuhörer seinen Gedanken folgen können, son-

dern auch, dass sie ein wenig abgelenkt waren und eher auf die Unterlagen denn auf ihn blickten. Doch bereits, als er diese Zusammenstellungen zu Beginn seines Referats austeilte, traten die ersten Schweißtropfen aus seinen Poren. Schwankend trat er vor die Klasse.

„Also... Die kommunistische Politik fußt auf dem... auf dem Gedanken...“

Weiter kam er nicht mehr. Sein Gesicht und ebenso seine Hose verfärbten sich. Schnell hielt er ein Blatt Papier vor seinen Schoss, warf einen kurzen Blick auf den Lehrer, der an Henrys Pult Platz genommen hatte, und stürzte dann zur Tür hinaus. Auf der Toilette schloss er sich ein und versuchte, die dunklen Flecken unterhalb der Knopfleiste seiner Jeans mit Toilettenpapier zu reinigen. Doch sie breiteten sich nur noch mehr aus, und als er nach zehn Minuten wieder in den Korridor trat, kehrte er nicht mehr zum Schulzimmer zurück, sondern verließ die Schule und rannte nach Hause. Seiner Großmutter sagte er nichts, die Hose versteckte er im Schrank.

Der Lehrer hatte sein Missgeschick nicht bemerkt, aber einige der Schüler wussten Bescheid. Doch sie ließen ihn in Ruhe, keiner sagte ein Wort. Den Vortrag musste er wiederholen, eine Woche später. Er erhielt zwar eine ungenügende Note für seine stotternden und verworrenen Ausführungen, aber immerhin schaffte er es dieses Mal, seine Hose eine halbe Stunde lang trocken zu halten.

Sarah 06

Nummer Fünf

Mike

In Sarahs Leben häuften sich die Gedanken, wie wohl das Bild ihrer Zukunft gemalt werden würde, welche Farben, welche Formen es bestimmen würden. Sie sah nur die Leinwand vor sich, mit skizzierten Umrissen und unbestimmten Schattierungen, sie konnte keine Details erkennen, keine klaren Strukturen, kein festes Gefüge. Sie befürchtete, die Pinselstriche an den falschen Stellen zu setzen, sich zu stark auf unwichtige Ausschnitte zu konzentrieren, einen ungünstigen Blickwinkel zu wählen. Sie hatte Angst, ihr würde das vollendete Bild nicht gefallen.

Immer mehr bestimmte der Entwurf ihrer Zukunft die Art und Weise, ihr Leben zu führen. Jeder Schritt, den sie nahm, musste in das Bild passen, musste den richtigen Farbton tragen, und wenn sie bemerkte, dass eine ihrer beabsichtigten Handlungen einen störenden Schatten in das Gemälde bringen würde, dann hielt sie sich zurück, kam vom Gedanken ab.

Mit der Sinnsuche kam auch die Panik, eine Torschlusspanik. Sarah war sechsundzwanzig und hatte noch nie einen Anker ausgeworfen, hatte noch keinen Halt in ihrem Leben, keine Stätte der Heimat gefunden. Und diese beiden Dinge, die Suche und die Panik, sie bekämpften sich, standen gegeneinander im Krieg. Sie wollte sich Zeit lassen, sich ihre Entscheidungen reiflich überlegen, aber sie wünschte sich auch so schnell wie möglich einen durchschlagende Veränderung, wollte ihr Bild, ihr Leben endlich vollendet sehen, wollte mit den Fingern die Oberfläche berühren, die Farben fühlen.

Er war der Mann, der diesem Konflikt, diesem Wechselspiel ein Ende bereitete, der die entscheidende Bearbeitung ihres Bildes darstellte. Er war der Grund, die Fäden ihres Lebens, die sich zuvor noch ungebündelt ausbreiteten, in eine bestimmte, festgelegte Richtung zu legen.

Sie war mit Freundinnen ausgegangen, man hatte ein wenig getrunken, war ausgelassen und beschloss, Tanzen zu gehen. Als sie im Roxy eintrafen, war der Club gut gefüllt, die Gäste in bester Stimmung. Der Alkohol, die Lichter und die Musik, sie lösten Sarahs Verkrampfung, sie fühlte sich leicht und entspannt, wie sie sich auf der Tanzfläche bewegte. Als er sie ansprach, hatte sie sich gerade eine Auszeit genehmigt, stand alleine an einer Wand, mit einem beinahe ausgetrunkenen Glas in der Hand. Er war auf sie zugekommen, hatte sich vor ihr aufgebaut und etwas gesagt, das jedoch im Lärm der Musik untergegangen war.

„Was trinkst du?“ wiederholte er, lauter, und deutete auf ihr Glas.

„Vodka, mit Orangensaft“, gab sie zurück.

Er nickte, verschwand in der Menge und kehrte wenig später zurück, in jeder Hand ein Glas, und hielt ihr eines hin. Sie bedankte sich und lehnte sich vor, fragte ihn, womit sie das verdient habe.

„Einfach so, eine schöne Frau darf nie auf dem Trockenen sitzen. Hat mir meine Mutter beigebracht!“

Sie lachte, und er tat es ihr gleich, zwei weiße Zahnreihen blitzten auf.

„Du bist nicht oft hier, oder? Ich meine, wenn es so wäre, dann wärst du mir bestimmt schon früher aufgefallen!“

„Nein, ich komme wirklich nur selten her. Zu selten, wie es scheint.“

Er zuckte mit den Achseln, zeigte wieder seine Zähne und stellte sich neben sie an die Wand, gemeinsam betrachteten sie die tanzenden Gäste. Sarah fühlte sich ergriffen, doch sie wusste nicht, wovon, wusste nur, dass es an ihm lag. Eine entwaffnende Ruhe ging von ihm aus, eine Ausgeglichenheit.

Sie versuchten, sich zu unterhalten, doch die Musik machte dies beinahe unmöglich, und er fragte sie, ob sie tanzen wolle. Sie nickte und lächelte.

Er hieß Michael, nannte sich jedoch Mike und war ein guter Tänzer, seine Arme waren stark, und er wusste, wie er sie einzusetzen hatte. Er verhielt sich unaufdringlich, ohne leidenschaftslos zu wirken, führte sie, ohne sie zu drängen. Und immer wieder leuchteten seine weißen Zähne auf, sein charmanter Grinsen lösten in Sarah ein warmes Kribbeln aus, eine Erregung, die zwar nicht primär sexueller Natur war, aber dennoch ihren Körper zum Schwingen brachte.

Zum Schluss brachte er sie nach Hause, und vor der Haustüre blickten sie sich in die Augen. Er machte keine Anstalten, von dem Abend noch mehr zu erwarten, er wünschte ihr eine schöne Nacht.

„Sehen wir uns wieder?“ fragte er.

„Ich hoffe es, ja, ich würde mich freuen.“

„Soll ich dich anrufen? Ich mache es nur, wenn du wirklich willst, ansonsten lasse ich dich ab sofort in Ruhe.“

Sie stieß ihn leicht an die Schulter, machte ein tadelndes Gesicht.

„Nein, du Dummkopf, lass mich nicht in Ruhe. Ruf mich an, ich gebe dir meine Nummer.“

Sie schrieb sie auf einen Zettel und steckte ihn in seine Hemdtasche. „Gibt es keine Frau in deinem Leben, die es nicht leiden kann, solche Zettel in deinen Taschen zu finden?“

„Nein, gibt es nicht. Noch nicht!“ meinte Mike mit einem Augenzwinkern.

Dann nahm er ihre Hand, zog sie zu sich heran und küsste sie auf die Wangen, auf die Schläfe und schließlich auf den Mund. Sie ließ es geschehen, sie genoss den Schauer, der ihr über den Rücken lief.

Zwei Tage später rief er an, und sie schlug vor, für ihn zu kochen. Er nahm gerne an, bestand aber darauf, für den Wein besorgt zu sein. Als es am betreffenden Abend an Sarahs Türe klingelte, stand er vor ihr, nicht nur mit dem Wein in der einen, sondern auch mit Blumen in der anderen Hand. Er reichte ihr den Strauss, und im Laufe des Abends steckte er ihr weitere imaginäre Blüten ins Haar, lobte das Essen, verteilte Komplimente. Und Sarah betrachtete ihn, sah ihn, wie er genau in ihr Bild zu passen schien, das sie in Gedanken malte, sein Gesicht, sein Lächeln, sein Wesen, sie harmonierten perfekt mit den Farben und Formen des Gemäldes. Erneut machte er keine Andeutungen, den Weg in ihr Bett kennen lernen zu wollen, zu keinem Zeitpunkt mischte sich ein ungutes Gefühl in den Abend, und als er sich verabschiedet hatte, blickte sie ihm vom Fenster aus nach, er drehte sich noch einmal um und winkte ihr, warf ihr eine theatralische Kussband zu und verschwand dann hinter einer Ecke. Sarah stand noch am Fenster, der Mond stand groß und weiß am Himmel, nur von einigen Wolkenfetzen umgeben. Er lächelte sie an, der Mond, ein strahlend weißes Lächeln, und sie lächelte zurück, von dem wundervollen Gefühl erfüllt, im nächsten Moment zu implodieren.

Während der ersten Zeit wartete Sarah angstvoll auf den Moment, da ihr jemand sagen würde, die ganze Sache wäre nur ein Witz, sie wartete auf das Erwachen und die Erkenntnis, dass alles nur ein Traum gewesen war. Doch der Moment kam nicht, Mike war noch immer der wundervolle Mann in ihrem Gemälde, das immer deutlicher wurde, so deutlich, dass Sarah es vergrößern, es an den Seiten fortführen wollte. Sie erträumte sich die Szenen, die sich um das Zentrum des Bildes ranken sollten, die sich in ihre Leben mischen sollten, und Mike malte ihre Skizzen mit leuchtenden Farben aus. Sarah entwickelte langsam die Sicherheit, sich voll und ganz in

diese Beziehung einzulassen, fand das Vertrauen, das ihr lange gefehlt hatte, das sie noch nie gehabt hatte.

Sieben Monate vergingen, und noch immer war das Bild unbeschädigt, wies keine störenden Faktoren auf, und als Mike sie fragte, ob sie bereit wäre, bei ihm einzuziehen, willigte sie ein. Die kleine Unsicherheit, die sich ihr aufdrängte, versuchte sie wegzuwischen, zu übergehen.

Er wohnte im Dachgeschoss eines älteren Hauses, seine Wohnung war groß, die Zimmer schlicht, aber effektiv eingerichtet. Am Morgen schien jeweils die Sonne ins Schlafzimmer, am Abend beleuchtete sie die Terrasse. Den Räumen konnte man zwar eine gewisse Kälte nicht absprechen, ein wenig zu perfekt stand alles an seinem Platz, aber Sarah gewöhnte sich schnell daran, lebte sich schnell ein, und Mike gestattete ihr fast jede Änderung der Einrichtung. Überhaupt war er großzügig. Er verdiente mehr als sie, aber auch ihr Lohn nahm sich stattlich aus, dennoch bestand er darauf, nicht nur die Miete, sondern auch sämtliche Neuanschaffungen und die Lebenskosten für beide zu übernehmen. Er bot ihr zudem an, ihre Arbeit aufzugeben, sein Gehalt würde locker für beide reichen, sie könne ja dann ihren Hobbys nachgehen, das Leben genießen. Doch so weit wollte sich Sarah ihre Freiheiten nicht beschneiden lassen, sie beharrte darauf, auch weiterhin zu arbeiten, sie wollte nicht von ihm abhängig sein. Allerdings geschah dies nicht aus Angst vor der Zukunft, sondern nur aus femininem Stolz, sie wollte keine traditionelle Hausfrau werden, in kein Schema oder Klischee gepresst werden. Mike schien nicht allzu erpicht darauf, eine emanzipierte Freundin zu haben, aber er musste sich wohl oder übel darauf einlassen. Sarah ließ nicht von ihrer Attitüde ab, auch wenn er die Sache immer wieder zur Sprache brachte. Schließlich gab er es auf, sie ändern zu wollen.

Allerdings legte dieses Verhalten einen ersten leichten Schatten auf ihr Zusammenleben. Sarah machte sich erstmals Gedanken, dass doch nicht alles perfekt war, es doch einige Dinge gab, die nicht in ihr Bild passten. Allerdings war diese nicht allzu störend, nahmen nicht allzu viel Platz ein. Die ersten Zweifel an der Beziehung, die durch ihren Kopf huschten, waren nur von kurzer Dauer. Sie enervierte sich über ihre Bedenken und über ihre anfängliche Naivität, ihre Vorstellungen der Gemeinschaft, und versuchte, auch jene Dinge zu akzeptieren, die nicht schön, nicht perfekt waren, die nicht in das Gemälde zu gehören schienen. Es gelang ihr ziemlich gut, vielleicht sogar zu gut, denn die Vorkommnisse häuften sich, ohne dass sie weitere Gedanken an ihr Bild verschwendete.

„Nein, ich will keine Katze im Haus haben. Ich mag nicht die ganze Zeit die Haare von der Couch entfernen müssen, und ich möchte kein Katzenklo in meiner Wohnung.“

„Aber es wäre doch irgendwie schön, so ein kleiner Wollknäuel nimmt dir ja nichts weg!“ meinte Sarah. „Eine Arbeitskollegin würde uns eine junge Katze überlassen, ihre hat gerade Junge bekommen.“

„Hör mal, es ist noch immer meine Wohnung, und wenn ich sage, dass ich kein Tier darin haben will, dann kommt auch kein Tier hierher! Kommst du damit klar?“

Sarah zuckte mit den Schultern. „Muss ich ja wohl.“

„So ist es“, sagte Mike.

Nicht nur, dass sich die kleinen Streitereien mehrten, auch schien es Sarah, als ob Mike immer schneller die Beherrschung verlor, immer lauter wurde. Langsam fühlte sie sich unwohl, langsam beschlich sie Angst, wenn der nächste Disput anstand. Sie war erschrocken, als sie Mike zum ersten Mal

wütend erlebte, seine Zähne blitzten auch in dieser Situation auf, aber es war ein anderes Blitzen, es vermischte sich mit dem Stechen der Augen, mit der Schärfe der Stimme. Sein Gesicht verlor jene Ausgeglichenheit, die sie daran immer so geliebt hatte, die Miene verdüsterte, verdunkelte sich. Der Ton wurde zunehmend gehässiger, jedoch nur in den Zeiten des Streites. Wenn sie sich versöhnt hatten, wenn sie friedlich miteinander umgehen konnten, dann war da noch immer diese Magie aus dem Beginn ihrer Beziehung, immer noch schwang ein liebevoller Unterton in ihren Gesprächen. Und Sarah konnte nicht genug davon kriegen, sie war bereit, für dieses Liebe auch zwischenzeitliche Auseinandersetzungen in Kauf zu nehmen, und sie war noch immer überzeugt, in Mike den Mann ihres Lebens gefunden zu haben, der Mann für die Zukunft. Vielleicht war es ja nur eine Phase. Schließlich waren sie schon relativ lange Zeit zusammen, zumindest für Sarahs Verhältnisse, und vielleicht gehörten solche Dinge in bestimmten Momenten zu einer Beziehung. Vielleicht verschwanden sie irgendwann wieder, vielleicht ließ ihre Bedrohlichkeit mit der Zeit nach. Vielleicht vielleicht.

Dass es vielleicht auch schlimmer werden könnte, daran wollte Sarah nicht glauben. Und als es dennoch schlimmer wurde, wollte sie es nicht einsehen. Sie wollte nicht aufgeben, nicht die Liebe, die noch immer aus ihr herausbrach, nicht die Beziehung, die noch immer ihr kommendes Leben bestimmen sollte, nicht den Mann, den sie liebte, auch wenn sie es nicht immer verstehen konnte.

Sie waren etwas mehr als ein Jahr zusammen, als er sie zum ersten Mal bedrohte, seine Gewaltbereitschaft signalisierte. Es begann relativ harmlos, wieder einmal waren sie in einen sinnlosen, ergebnislosen Wortkrieg gera-

ten und beschimpften sich, als er sie plötzlich am Arm packte und schüttelte. Der Griff seiner Finger war fest, doch es war nicht die Kraft, die Sarah danach beschäftigte, sondern der Griff an sich, seine tatsächliche Existenz. Bisher hatte sie immer geglaubt, sich während eines Streites in einer Art unsichtbarer Hülle zu befinden, deren Zutritt Mike nicht erlaubt war, den er sich auch nicht gestatten würde. Sie hatte sich immer sicher gefühlt, nur auf verbaler Ebene angreifbar, verletzbar, doch jetzt war sie verstört. Er war zu weit vorgedrungen, und sie sagte ihm dies auch, als sie die Scherben zusammenkehrten, die in ihren Gedanken nach dem Disput noch auf dem Boden lagen.

„Ich habe mich an die Streitereien gewöhnt, weißt du, sie tun mir zwar noch weh, aber ich sage mir, dass sie dazu gehören, dass es halt mal regnet und die Sonne nicht immer scheinen kann. Aber ich will nicht, dass du mich noch einmal dabei anfasst, ich bitte dich!“

„Ja... es tut mir auch leid, ich wollte dir nicht weh tun, aber ich habe mich halt aufgeregt. Das soll jetzt keine Entschuldigung oder eine Ausrede sein, mein Verhalten war falsch, das weiß ich. Es wird nicht mehr vorkommen, ich verspreche es dir!“

„Ich hoffe es“, sagte Sarah. „Ich hoffe es wirklich.“

Lange Zeit danach blieben die Auseinandersetzungen ganz aus, der Zwischenfall hatte bei beiden Parteien zu einer vergrößerten Vorsicht geführt. Einige Wochen lang lebten sie ihre Beziehung wieder so, wie es ganz zu Anfang gewesen war, Mike war verständnisvoll und liebenswert, und das Blitzen seiner Zähne zeigte sich nur noch, wenn er lächelte.

Der Friede konnte nicht für immer Bestand haben, das wusste Sarah, doch sie hatte nicht mit einer derartig brutalen Kriegserklärung gerechnet. Als

sie eines Abends mit ihren Freundinnen Tina und Deborah aus war und ziemlich spät nach Hause kam, erwartete sie Mike bereits an der Tür.

„Wo bist du gewesen?“ fragte er barsch, ohne sie zu begrüßen.

„Wir waren aus, haben ein bisschen getrunken, ein wenig geredet. Nichts aufregendes, es ist halt nur etwas später geworden, als ich mir gedacht hatte.“

„Etwas später?“ Seine Stimme überschlug sich, er klang ein wenig wie ein Kind. „Etwas später, sagst du? Es ist halb fünf, verdammt noch mal, ich habe noch kein Auge zugemacht. Was erlaubst du dir eigentlich?“

„Muss ich mich wirklich rechtfertigen?“ fuhr sie ihn an. „Du bist auch schon am frühen Morgen völlig besoffen hier aufgetaucht, habe ich dich da kritisiert? Nein, habe ich nicht, hatte ich auch nicht nötig. Also, weshalb sollte ich nicht auch das Recht dazu haben, mal ein wenig zu überziehen?“

Er ging nicht auf ihre Frage ein. „Du warst nicht mit deinen Freundinnen weg, oder? Die wollen doch immer so früh nach Hause! Nein, ich glaube dir nicht! Es ist ein anderer Mann, stimmt’s? Gib es wenigstens zu!“

„Nein! Nein, es gibt keinen anderen, ich betrüge dich nicht! Vielleicht tust du das ja, aber ich mache solche Sachen nicht!“

Sie hatte ihre Verdächtigung gar nicht allzu ernst gemeint, sie hatte nie Angst gehabt, dass er sie hintergeht, befürchtete nie eine andere Frau hinter seinen abendlichen Ausflügen. Doch Mike schien die Anschuldigung durchaus ernst zu nehmen, außerdem schien sie einen massiven Angriff darzustellen, so dass er glaubte, sich wehren zu müssen. Er suchte nach Worten, doch gleichzeitig knallte er seine Hand auf ihre Wange. Ihr Kopf schwang nach hinten, ihre Knie gaben nach. Er beschimpfte sie, wie sie auf dem Boden lag, doch sie verstand seine Worte nicht mehr, ihre Ohren waren taub, der Kopf dröhnte. Sie sah nur seine Hand und seine Zähne.

Er entschuldigte sich. Versprach erneut, dass es das letzte Mal gewesen sei, beteuerte sein Einsehen in die Falschheit seiner Aktion. Doch er hielt sich nicht lange daran, und die Schläge folgten in regelmäßigen Abständen. Immer wieder kam es zu Streitereien, und immer wieder rutschte ihm die Hand aus, immer häufiger verlor er die Kontrolle. Sarahs Freundinnen bemerkten die blauen Flecken, und glaubten sehr schnell nicht mehr an die Geschichte mit dem Sturz im Badezimmer oder unkoordinierten Bewegungen am Küchenschrank. Sie stellten sie zur Rede.

„Sarah, du musst weg von ihm. Er ist nicht gut für dich, verstehst du das?“

Sie schüttelte trotzig den Kopf. Noch nie hatte sie sich ihr Leben vorschreiben lassen, glaubte nicht, dass andere ihre Entscheidungen fällen müssten.

„Ach, ihr versteht das nicht! Ich liebe ihn, und ich weiß, dass er auch mich liebt. Manchmal verliert er einfach ein wenig die Beherrschung. Das passiert doch uns allen manchmal!“

„Seine Freundin zusammenzuschlagen ist nicht ‚ein wenig die Beherrschung verlieren‘, das ist einfach... Scheiße, dazu hat niemand das Recht, und du solltest das auf keinen Fall zulassen, nicht ein einziges Mal!“

„Ich weiß nicht! Ich finde es ja auch nicht richtig, aber ich will ihn nicht verlieren. Er hat halt eine schwierige Phase, vielleicht hat er Stress bei der Arbeit. Es wird sich schon wieder zum Guten wenden, ich bin mir sicher.“

Sie konnten nichts ausrichten, Sarah blieb stur, blieb sich sicher, aber nichts wendete sich, es wurde nicht besser.

Die ersten Tropfen prallen auf die Fensterscheibe, durch die sie hinaus blickt auf die Landschaft, welche der Zug zerteilt. Die Perlen des Regens auf dem Glas wandern an ihr vorbei, ziehen lange dünne Striche hinter sich her. Sie berührt mit dem Daumen der rechten Hand ihren linken Arm, streicht über eine kirschengroße Stelle, die sich von der restlichen Haut

abhebt, rötlich schimmert. Sie schiebt ihre Unterlippe zwischen die Zähne und beißt diese zusammen, ihr Blick ist zwischen Fenster und Wald gefangen. Immer, wenn sie an Mike denken muss, die Schmerzen wieder lebendig werden, dann denkt sie auch an ihren Vater. Die Gesichter der beiden gleichen sich immer mehr an, verschmelzen in ihrer Erinnerung. Die Augen vereinigen sich, die stechenden Blicke haben noch immer Kraft, zerstörerische Energie, sie bohren sich in ihr Hirn, ihr Herz.

Sie hat es ihren Freundinnen nie erzählt, und nun fragt sie sich, ob sie überhaupt eine Freundin sein kann, wenn sie dieses Vertrauen nicht aufbringt. Muss eine Freundin nicht dazu in der Lage sein, sich zu öffnen, alles vor den anderen Freundinnen oder Freunden herauszulassen? Darf man sonst nicht Freund sein zu einem Menschen. Dürfen die Menschen nicht Freunde, Freundinnen sein, wenn man ihnen Dinge verschweigt? Dann hat sie keine Freunde, nie gehabt, denkt sie sich. Habe ich nun sie betrogen oder nur mich selbst?

Sie hat wieder Angst, denn sie reist wieder in die Vergangenheit. Sie sieht ihren Vater. Er schlägt die Mutter, mit einem Gürtel, mit einem Stock, mit den Händen, mit den Füßen. Sie sieht Mike. Er schlägt Sarah, mit einem Gürtel, mit den Händen. Sie sieht die Mutter, die weint. Sie sieht sich selbst als Mädchen, wie sie die Mutter ansieht und selbst weint. Sie sieht den Vater, wie er sie schlägt, mit einem Gürtel, mit einem Stock. Sie sieht den Vater, wie er auf der Mutter liegt, sie anschreit, die Mutter ist ganz ruhig und weint. Sie sieht den Vater, und sie sieht Mike, und beide liegen auf ihr und sie ist ganz ruhig, und dann liegen die beiden auf der Mutter und die Mutter schreit und Sarah steht daneben und weint, und sie sieht den Vater und Mike, und beide weinen, und ihre Mutter und sie selbst stehen daneben und sind ganz ruhig. Und sie sieht das Blitzen der Zähne ihres Vaters und

die Zähne von Mike, und das Blut im Mund ihrer Mutter, und das Blut in dem Mund im Spiegel, und wieder sieht sie Mike auf der Mutter, und der Vater steht daneben und schreit die Mutter an, und dann wieder der Vater und wieder Mike und wieder die Mutter und wieder sich selbst, und dann sind alle weg. Mit einem Taschentuch fährt sie über ihre Augen.

Als Sarah ihm sagte, dass sie ihn verlassen wolle, rastete er völlig aus. Er zertrümmerte ihr Nasenbein, brach ihr eine Rippe und zwei Finger. Sie trug unzählige Schnittwunden und Prellungen davon, Blutergüsse, die zwar verheilten, aber nicht verschwanden. Die Polizei holte Mike ab, ließ ihn aber kurze Zeit später wieder frei. Sarah lag derweil in ihrem trostlosen Krankenhausbett und starrte zum Himmel. Sie suchte hinter den Wolken, hinter der Sonne, hinter dem Mond und in den Sternen. Suchte nach einem Weg, nach Antworten, nach ihrem Lächeln. Doch auch als sie nach zwei Wochen wieder nach Hause gehen konnte, hatte sie nicht gefunden, was sie suchte. Mike war es nicht gestattet, sie zu besuchen, wahrscheinlich wäre er sowieso nicht gekommen. Dennoch fürchtete sie sich vor einem Auftauchen von Mike, irgendwo, irgendwann, konnte diese Furcht nicht ablegen, nicht verbannen. Doch er kam nicht mehr, sie hörte nichts von ihm, sah ihn nie wieder. Nicht in der Realität.

Mike 06

Er ist kein Mann mehr! Sie haben ihm alles weggenommen, was ihn zum Mann machte, was jeden Mann zum Mann macht. Einfach abgeschnitten, weggeworfen, in den Müllsack gesteckt. Zuerst sein Ohr, dann seinen Schwanz. Es ist das erste Mal in seinem Leben, dass er weint. ‚Da!‘ denkt er sich, ‚es fängt schon an, ich werde zum Mädchen, ich weine, ich bin kein Mann mehr, ich bin ein Mädchen, noch nicht einmal eine Frau, ein Kastrat! Ein weinender, geschlechtsloser Rest!’

Die Nacht vor dem Fenster und im Krankenzimmer ist schwärzer als sonst, die dunkelste Nacht, die er je erlebt hat. Es hat zwar Licht in der Stadt draußen, auch vom Hof unter dem Fenster dringt es hinauf, er sieht es unter der Tür zum Korridor, die Maschinen neben ihm mit ihren Leuchten und Anzeigen blinken ebenfalls auf, aber nichts macht hell, nichts *gibt* hell, alles bleibt finster. Der Doktor hat ihm gesagt, dass sie nichts mehr tun konnten, alles sei zerquetscht gewesen, zudem von einer ätzenden Flüssigkeit verbrannt. Sie konnten wohl nur noch die Fetzen wegschneiden.

Was bleibt nun noch vom Leben? Mit Frauen ist es wohl nun vorbei! Keine wird sich mit einem Kastraten einlassen wollen, sie würden ihn auslachen oder sich zu Tode erschrecken, wenn er die Hosen hinunterließe. Welchen Sinn macht es überhaupt noch? Das Leben da draußen, außerhalb dieses Krankenhauses, es ist nicht gemacht für einen Mann ohne Männlichkeit. Ohne Schwanz. Es tut weh, dieses Wort zu denken.

Er schläft nicht. Er denkt. Alle Frauen seines Lebens gehen durch seinen Kopf, marschieren hintereinander vorbei, einige winken, andere spucken vor ihm aus. Die meisten schauen ihn nicht an. Es ist eine lange Reihe, die an ihm vorüberzieht, und jeder andere Mann wäre stolz darauf. Doch er ist

nicht stolz. Auch kein Mann. Er könnte den Frauen vor ihm nicht in die Augen schauen, keiner einzigen.

Er schläft nicht. Er hört sie lachen, er hört das Scherzen und Spaßen der Frauen, er hört die Witze der Männer. Es klingt nach, dieses Lachen, mit einem unendlichen Echo, und ohrenbetäubend laut.

Er schläft nicht. Er sieht sie. Er sieht ihre Blicke, die ihm nicht in die Augen fallen, sondern direkt unter die Gürtellinie, dorthin, wo ein schwarzes Loch sich ausbreitet. Er sieht ihr Grinsen, ihre Genugtuung. Er kann ihre Gedanken von ihren Gesichtern lesen, er weiß, was in ihnen vorgeht.

Er schläft nicht. Die ganze Nacht liegt er wach, er kaut auf seiner Unterlippe, er zieht Rotz in seine Nase zurück, der Blick verliert sich in der Schwärze des Zimmers.

Laura 06

Trete in einen Raum, ohne Anfang, ohne Ende. Sehe nicht mehr, wo ich hineingekommen bin und wie. Finde keinen Weg, keine Türe, um hinauszugelangen. Bin verloren. Bin gefangen, ohne zu wissen, worin verloren zu sein, ohne zu wissen, wer oder was mich gefangen hält. Und warum. Und auch ohne zu wissen, wie lange noch. Und ob es jemals enden wird.

Der Regen hat nur ein wenig nachgelassen, als sie vom Parkplatz der Raststätte losfährt, noch immer läuft ihr Scheibenwischer auf höchster Stufe, noch immer ist die Strasse schwer zu erkennen. Sie fährt vorsichtig, langsamer als eigentlich erlaubt, obwohl sie sonst keine zurückhaltende Autofahrerin ist. Doch sie gibt sich den Wassermassen geschlagen, die sich vom Himmel stürzen. Außerdem hat sie keine Eile, und sie will nichts riskieren, nicht mehr.

Sie hatte ihn angezeigt, hatte ihn bei der Polizei gemeldet, hatte erzählt, was vorgefallen war, mit jenem unangenehmen Gefühlscocktail aus Scham, Wut und Trauer im Bauch. Sie hasste ihn, darum hatte sie es getan, und als die Polizisten die Situation bis ins letzte Detail beschrieben haben wollten, übertrug sich der Hass auch auf sie. Ihr schien, es machte ihnen Spaß, die Einzelheiten aus ihr herauszukitzeln, sie ihre persönliche Hölle wieder und wieder erleben zu lassen.

Zu Beginn war Mike ihr sympathisch, sehr sympathisch sogar, deshalb lud sie ihn auch in ihre Wohnung ein, nachdem er sie nach Hause begleitet hatte. Sie war ausgegangen, alleine, wie so oft, und er hatte sie angesprochen, hatte sie zum Tanzen aufgefordert. Er war ein ziemlich schöner Mann, äußerst charmant, mit kantigem Gesicht und einem einnehmenden

Grinsen, wenn er lächelte, blitzten seine weißen Zähne seltsam auf, sie schienen förmlich zwischen den Lippen hervorspringen zu wollen. Auf der Tanzfläche verhielt er sich angenehm zurückhaltend, dennoch wusste er genau, wo und wie er seine Hände einsetzen musste, um in Laura jenes Gefühl zu erzeugen, dass sie schließlich auch veranlasste, ihn auf einen Schlummertrunk in die Wohnung zu lassen.

Sie war etwas angeheitert, er ebenfalls, dennoch machten sie eine Flasche Wein auf, setzten sich auf die Couch und redeten. Es war eine harmlose Plauderei, weder sprachen sie über allzu private Dinge noch zielten die Worte eindeutig in die Richtung, in der er später zu Sex kommen würde. Irgendwann ging ihnen der Gesprächsstoff aus, ein Schweigen entstand, in welchem Mike sie plötzlich mit den Fingern an der Wange berührte.

„Du bist sehr schön!“ flüsterte er.

Sie wurde ein wenig verlegen, viel zu schnell hatte der Ton umgeschlagen, viel zu unbekannt erschienen ihr seine Worte.

„Nein... bin ich nicht.“

„Doch, du bist schön. Dein Haar umrahmt so wunderbar dein Gesicht, dein Gesicht umgibt wunderbar deine Augen, und deine Augen *sind* einfach wunderbar. Wenn ich auf der Stelle erblinden würde, wäre ich darüber nicht traurig, denn ich würde dich auch noch in zwanzig Jahren vor mir sehen können, dein Anblick wäre in meine Gedanken eingebrannt, und wer dieses Bild in sich tragen darf, der *kann* gar nicht traurig sein.“

Sie schwieg, schaute schüchtern zu Boden. Nicht nur aus Verschämtheit, sondern auch aus Unsicherheit, die Worte aus Mikes Mund waren zwar schmeichelhaft, doch hatten sie auch einen berechnenden Unterton, klangen einstudiert, unecht und seltsam hohl. Am liebsten hätte sie den Abend in genau jenem Moment für beendet erklärt, doch Mike hatte scheinbar ganz andere Pläne, für ihn standen sie erst am Anfang.

Ehe sie sich versah, hatte er seine Hand an ihren Hals gelegt und küsste sie, mit einer Wildheit und Rohheit, die sie erschreckte, abschreckte. Sie stieß ihn von sich weg, doch er verstand es nicht, *wollte* nicht verstehen, dass sie *nicht* wollte. Erneut fasste er sie an, noch gieriger und lüsterner als zuvor, seine Hände liefen über ihren Körper und hatten sie so stark im Griff, dass sie sich nicht mehr entziehen konnte. Sie sträubte sich, bäumte sich auf unter seinem Druck, doch es schien ihn nur noch mehr zu erregen. Sie schlug mit den Händen aus, wie ein kleines wütendes Kind, und er ließ kurz von ihr ab und packte sie an den Haaren, riss ihren Kopf nach hinten.

„Tu das nicht!“ Seine Stimme war schneidend, giftig.

„Lass mich los!“ schrie sie.

Doch er ließ nicht los. Er hielt ihre Haare weiterhin mit einer Hand fest und riss mit der anderen ihre Bluse und auch ihren BH auf.

„Willst du denn nicht auch ein wenig Spaß haben?“

„Das ist kein Spaß, du Arschloch!“

„Och“, meinte er, „mir macht es schon Spaß!“

„Aber mir nicht. Nimm deine verdammten Hände weg, du tust mir weh!“

Noch einmal zog er ihren Kopf nach hinten, schlug sie ins Gesicht.

„Halt deine Fresse. Sei einfach still und genieße es. Es wird dir schon noch gefallen!“

Der Schlag hatte ihre Stimme gelähmt, sie war stumm, konnte nicht sprechen, nicht einmal schreien. Er schob seine Hand zwischen ihre Beine.

„Hör auf!“ wimmerte sie. „Bitte! Hör bitte damit auf!“

Er schien regelrecht zu explodieren, seine Fäuste schlugen auf ihren Körper auf, nahmen ihm jede Widerstandskraft. Er hämmerte immer weiter, Laura schmeckte das Blut in ihrem Mund. Er zerriss ihren Rock, ihren Slip. Als er in sie eindrang, schien etwas in ihr zu sterben. Sie konnte sich nicht mehr

bewegen, nicht nur, weil er mit seinem ganzen Gewicht auf ihrem Körper lag.

Als er von ihr abließ, hatte sich ihr Blut mit ihren Tränen durchmischt und steckten in ihrem Hals. Er machte seine Hose zu und blickte sie von oben herab an.

„Du hättest es nicht so schwer machen müssen, es wäre auch ohne das ganze Theater möglich gewesen. Ein wenig Wille zur Kooperation täte dir ganz gut, meine Liebe.“

Er ging in die Küche, kehrte mit der Orangensaftflasche zurück. Er trank sie fast leer, warf sie dann in ihre Richtung, so dass sie nur wenige Zentimeter über ihrem Kopf an der Wand zerschellte.

„Ich gehe dann mal. An deiner Stelle würde ich niemandem etwas davon erzählen! Vielleicht sehen wir uns ja wieder einmal.“

Laura blieb einfach liegen, als die Türe ins Schloss gefallen war. Ihr Blick klebte an der Decke, sie atmete schwer. Dann musste sie sich übergeben.

Sie hatte erst drei Tage später die Polizei angerufen. Die Zeit dazwischen hatte nicht gereicht, um Abstand zu erhalten, auch nicht, um irgendwie vergessen oder verarbeiten zu können. Nur, um die Angst ein wenig zu besiegen und überhaupt den Mut dazu zu finden. Ein Mut, der sie wieder verließ ob den Reaktionen der Polizisten. Ihre Vermutungen, sie könnte Mike durch ihr Verhalten provoziert haben, und ihre wiederholte Erwähnung des Alkohols ließen in Laura das Gefühl entstehen, wirklich selber schuld zu sein.

Die Haut reißt und reißt auf, wie uralter Straßenbelag nach der Winterkälte. Doch die Haut ist nicht, die Haut scheint nur alt, und vielleicht habe ich recht, zu denken, die Haut sei nicht sehr dick, und nicht dick genug.

Nicht für mich, nicht für diesen Ort und nicht für diese Zeit. Die Straßenarbeiter haben zu tun, doch ihr Tun ist vergebens. Denn Riss folgt auf Reparatur, wie Winter auf Sommer, mit umbarmherziger Stetigkeit. Und die Risse mehren sich, und die Risse werden größer, und mit ihnen auch die Gewissheit, dass ein Wechsel von Ort und Zeit nichts ändert. Vielleicht. Die Haut reißt. Die Haut reißt auf.

Henry 07

Henry war etwa neun Jahre alt, als ein Junge aus der Nachbarschaft spurlos verschwand. Luigi Gianotti war der Sohn italienischer Auswanderer, er wohnte zwei Häuser weiter in einer weißen Hütte. Ein ziemlich großer Junge, sowohl in der Höhe wie auch in der Breite. Auch die Eltern waren sehr füllig, der Vater arbeitete in einem Maurergeschäft, die Mutter sah man nur in der Küche stehen, manchmal noch im Einkaufszentrum. Die Gianottis waren in der Umgebung bekannt dafür, äußerst laute Zeitgenossen zu sein, sogar die normalsten Familiengespräche klangen in den Ohren der Nachbarn wie gehässige Streitereien. Und wenn Herr und Frau Gianotti einmal wirklich einen Ehekrieg, sah man Luigi vor dem Haus auf der Treppe sitzen und Kartoffelchips in sich hineinstopfen. Drinnen flog derweil das Porzellan.

Luigi war ein Jahr älter als Henry, die beiden besuchten jedoch die gleiche Klasse. Manchmal gingen sie zusammen nach Hause, und Luigi hatte immer eine Menge Süßigkeiten dabei, die er jedoch ungern teilte. Nur selten bekam Henry einen halben Schokoriegel, während der kleine Gianotti vier oder fünf davon essen konnte, dazu noch eine kleine Tüte Chips. Schweigend gingen sie nebeneinander her, vor dem Haus der Italiener verabschiedete sich Luigi, meist mit vollem Mund.

„Ciao, Kleiner.“

„Ciao, Luigi.“

Wenn es drinnen still war, ging er hinein, ansonsten setzte er sich auf seinen Platz auf der Treppe. Bis weit in den Herbst sah man Luigi jeweils vor dem Haus sitzen, erst als der erste Schnee gefallen war, ging er direkt hinein. Dafür ließ er sich beim Nachhausegehen umso mehr Zeit, warf Schneebälle auf vorbeifahrende Autos und salzte kleinere Kinder mit Schnee ein.

Es war wohl etwa Juni, als er eines Tages nicht zur Schule kam. Jeder dachte, er sei wohl krank, habe etwas Schlechtes gegessen. Einige lachten und meinten, er sei vielleicht vor lauter Spaghetti explodiert. Als er auch am nächsten Tag dem Unterricht fernblieb, rief die Schulverwaltung bei den Gianottis an, die jedoch auch keine Ahnung hatten, wo sich ihr Sohn herumtrieb. Die Polizei wurde eingeschaltet, und kurz darauf wusste es die ganze Stadt.

„Hast du gehört, der Gianotti-Junge ist verschwunden!“

„Sicher haben ihn die Eltern gefressen. Der Vater ist schon wieder dicker geworden.“

„Der Junge wird ganz schnell gefunden, wirst schon sehen. Versuch mal, einen Wal zu verstecken, das wäre einfacher.“

Gelächter. Nachdem die ersten Tage verstrichen waren, und man immer noch keine Spur von dem Jungen hatte, schlugen die Stimmen langsam um. Zwar wurde noch immer gemunkelt, die Eltern hätten etwas mit dem Verschwinden zu tun, vor allem, weil der Vater keinen allzu besorgten Eindruck zu machen schien. Die Mutter klapperte mit ihren Töpfen lauter als sonst und rief in ihrer Küche immer wieder italienische Worte aus. Die Polizei erkundete den nahe gelegenen Wald und kehrte erfolglos zurück, in der Stadt wurden Flugblätter verteilt mit dem Gesicht des Jungen und einer kurzen Beschreibung. Die Zeitungen waren schon vorbeigekommen, und auch die ersten Fernsehstationen trafen ein. Alle wollten sie die Eltern vor die Kamera bekommen, die davon aber gar nicht wissen wollten und die Reporter auf Italienisch beschimpften. Dennoch konnte Henry die eigene Strasse zum ersten Mal im Fernsehen betrachten, und auch all die Nachbarn, die im Gegensatz zu den Gianottis jede Gelegenheit nützten, ihre Vermutungen und andere sehr wichtige Dinge in die Kamera zu sprechen.

Auch nach zwei Wochen war Luigi nirgends aufgetaucht. Die örtlichen Medien warfen eine Diskussion zum Thema *Sexueller Missbrauch an Kindern* auf, und schnell war man überzeugt, dass der Junge einem Sexualverbrechen zum Opfer gefallen sein musste, obwohl dies noch immer einige bezweifelten, aus rein ästhetischen Gründen, wie sie sagten. Die Eltern redeten mit ihren Kindern über die Gefahren, die von fremden Menschen ausgehen könnten, und auch die Großmutter sprach mit Henry über das geeignete Verhalten, um solche Dinge nicht geschehen zu lassen.

Henry war eingeschüchtert. Gut, dieser Luigi war ein seltsamer Junge, aber wenn jemand etwas derart Böses mit ihm gemacht hat, dann kann dieser Jemand das auch mit jedem anderen tun, also auch mit ihm. Wenn Henry nun auf dem Bürgersteig ein Fremder entgegenkam, wechselte er jeweils schnell die Straßenseite, immer wieder blickte er sich um, und wenn er hinter sich jemanden entdeckte, den er nicht kannte, ging er schneller und begann zu laufen, zu rennen. Im Fernsehen liefen Berichte über andere Verbrechen an Kindern, und viele dieser Kinder waren in Henrys Alter, und alle waren sie nun tot. Er blieb immer häufiger in seinem Zimmer, obwohl sich draußen der Sommer strahlend über die Wiesen legte. Auf dem Schulweg achtete er immer darauf, dass er zwar in gebührendem Abstand, aber immer in Sichtweite zu anderen Kindern ging.

Einmal, als ihm größere Kinder wieder einmal die Mütze geklaut hatten, musste er diese an einem Waldrand am Fuße eines Abhanges holen, wo sie die anderen hingeworfen hatten. Nicht nur, dass er sie aus den Augen verlor, er musste auch noch seinen gewohnten Weg verlassen. Er stieg vorsichtig hinab, ängstlich umherblickend. Es war ziemlich steil, und Henry rutschte ab, den Hang hinunter, erst ein abgebrochener Baumstrunk konnte ihn bremsen. Er rappelte sich auf, klopfte den Schmutz von den Kleidern

und ließ seinen Blick umherschweifen, seine Kappe suchend. Er nahm sie auf, setzte sie wieder auf seinen Kopf und schaute unter dem Saum hervor in den Wald. Einige Meter entfernt stand eine kleine Hütte, schon ziemlich verwittert und zerfallen, und auf der einen Seite dieser Hütte türmten sich leere Chipstüten und Silberpapier von unzähligen Schokoriegeln. Zuerst wollte er schnellstmöglich wieder den Hang hinaufsteigen, dann besann er sich und schlich langsam zur Hütte hin. Er erkannte die Chips, es war Luigi's Lieblingssorte. Vorsichtig blickte er um die Ecke der Hütte. In der Mitte der Wand war eine vergitterte Türe angebracht, die leicht offen stand. Er tastete sich langsam zu ihr hin und stieß das Gitter ein wenig mehr auf, lehnte sich dann mit dem Rücken an die Wand und atmete einige Male tief durch. Dann ging er hinein.

Die Hütte bestand aus einem einzigen Raum, der nur von einer Art Heuschaber in der Mitte grob in zwei Teile geteilt wurde. Auf der linken Seite standen Schachteln mit Süßigkeiten und Getränken, sogar Spaghettis und Tomatensauce in Büchsen waren da, ebenso Würstchen, einige trockene Brötchen lagen am Boden. Neben den Schachteln standen ein kleiner Heizkocher und ein Eimer mit Wasser. Henry drehte sich um und ging hinüber auf die andere Seite. Zuerst sah er nur die Turnschuhe, dann aber entdeckte er Luigi, auf dem Rücken liegend, die Augen geschlossen. Die kurzen Hosen waren auf der einen Seite eingerissen, und das Bein wies eine eingetrocknete Wunde auf. Henry schrie auf, ein kurzer, hoher Laut, und als sich Luigi bewegte, rief Henry ein weiteres Mal aus.

Der kleine Gianotti blinzelte ihn aus verschlafenen Augen an.

„He, Kleiner. Was machst denn du hier?“ fragte er. Henry kam die Stimme fremd vor, aber vielleicht nur deshalb, weil er sie zum ersten Mal hörte, ohne dass der Mund mit Süßigkeiten gefüllt war.

„Ähm, ich... meine Mütze... aber was... was tust du hier in dieser Hütte?“

„Ich bin zuhause ausgezogen. Das ist mein neues Haus“, meinte Luigi.

„Aber... deine Eltern... sie suchen dich! Alle suchen dich.“

„Pah, sollen die nur suchen, ich gehe ganz sicher nicht mehr zurück. Ich bin hier besser dran, zumindest so lange, wie noch Essen da ist.“ Henry wusste nicht, was er nun sagen sollte, darum schüttelte er ein wenig den Kopf und verzog seine Lippen.

„Pass auf, Kleiner, du musst mir etwas versprechen. Du darfst niemandem, wirklich niemandem erzählen, dass du mich hier getroffen hast. Wenn sie mich finden, muss ich wieder zurück nach Hause, und das will ich nicht. Nein, du musst es für dich behalten. Nicht einmal deiner Großmutter darfst du es sagen. Versprichst du mir das?“

Henry nickte automatisch.

„Schwöre es!“ forderte Luigi. „Schwöre auf deine Großmutter!“

„Ja, ich schwöre es, auf meine Großmutter, auf wen auch immer.“

„Gut.“ Als er aufstand, schien es Henry, als sei Luigi ein wenig schlanker geworden, seitdem er ihn zum letzten Mal gesehen hatte. Aber noch immer war die Erscheinung imposant. Er strich sich das Stroh von den Kleidern und ging zur anderen Seite der Hütte, wo er in eine Schachtel griff und zwei Schokoriegel hervorholte.

„So, jetzt essen wir beide noch was zusammen, und dann musst du wieder verschwinden.“

Sie saßen schweigend nebeneinander, aßen ihre Schokolade. Dann stand Henry auf und sagte: „Ciao, Luigi!“

„Ciao, Kleiner. Und denke daran, was du mir versprochen hast!“

„O.K.“ Er stieß das Gitter auf und schlüpfte nach draußen. Aus der Hütte hörte er Luigi noch rufen.

„He, Kleiner. Wenn du wieder einmal vorbeikommen solltest, bringe doch etwas zu essen mit. Du weißt ja, was ich gerne mag!“

Henry antwortete nicht, sondern lief aus dem Wald und stolperte den Hang hinauf. Zurück auf dem Bürgersteig beschlich ihn ein angenehmes Gefühl. Einerseits war er froh, dass Luigi noch am Leben war, und dass ihm niemand wehgetan hatte. Und zudem hatte er ihm ein Geheimnis anvertraut. Etwas, das nur sie beide wussten. Henry lief stolz nach Hause. In den folgenden Tagen sollte er die unangenehme Seite eines Geheimnisses kennen lernen: Keinem ein Wort sagen zu können.

Einmal noch brachte er Luigi eine kleine Schachtel mit Süßigkeiten, die er mit seinen Ersparnissen gekauft hatte. Derweil drehten sich die Gespräche in der Stadt noch immer um den verschwundenen Jungen, einige Fernseh-teams hatten sich fest in den Hotels der Stadt einquartiert und berichteten laufend, ohne irgendetwas Neues erzählen zu können.

Etwa eine Woche, nachdem Henry ihn entdeckt hatte, kehrte Luigi freiwillig wieder nach Hause zurück. Scheinbar waren die Süßigkeiten verbraucht. Er ging einfach zum Haus seiner Eltern, und als er von drinnen laute Stimmen hörte, setzte er sich auf die Treppe und ass. Alle Reporter wollten ihn interviewen, sie ließen keine Ruhe, bis er auch dem Letzten seine Geschichte erzählt hatte. Dann reisten die Fernsehstationen und die Zeitungen wieder ab, und langsam wurde es wieder ruhig in der Stadt. Einige Wochen später zogen die Gianottis weg. Man vermutete, sie seien zurück nach Italien.

Sarah 07

Sie schaut auf die Uhr. Noch etwa drei Stunden wird sie unterwegs sein. Sie hat nicht viel Gepäck dabei, ließ fast alles zurück. Sie denkt: ‚Wenn nur alles so leicht hinter sich gelassen werden könnte wie Gepäck.‘ Der Zug fährt in einen Bahnhof ein, und Sarah betrachtet die Menschen auf dem Bahnsteig. Menschen in verschiedenen Geschwindigkeiten. Einige rennen, andere spazieren gemütlich auf und ab, und viele stehen einfach nur still. Jeder gefangen in seinem Leben, ob glücklich oder unglücklich, und keiner kann entkommen. Es regnet nicht mehr, die Sonne drängt sich immer mehr durch die aufbrechende Wolkendecke. Der nasse Asphalt glitzert, als habe jemand Diamanten ausgestreut. Mit starrem Blick beobachtet Sarah das Geschehen vor dem Zugfenster und bemerkt den Mann nicht, der sich nun räuspert und seine Frage wiederholt.

„Entschuldigung, ist hier noch ein Platz frei?“

Sie blickt kurz auf, nickt wortlos und widmet sich dann wieder dem Bahnsteig. Sie hätte die Frage lieber verneint und sich ihr kleines Refugium im Zug für sich alleine bewahrt. Doch ihr Nicken kam reflexartig, und schließlich hat sie kein Recht, in einem öffentlichen Verkehrsmittel auf ihre Privatsphäre zu beharren. Ihre Augen wandern unauffällig zu ihrem neuen Weggefährten, der Platz genommen hat und sich nun eine Zigarette zwischen die Lippen schiebt. Mit seinem markanten Gesicht und den blonden Haaren hat er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jungen Robert Redford, etwa in der Verfilmung von ‚Der große Gatsby‘. Er bemerkt ihren Blick und lächelt freundlich. Sarah konzentriert sich sofort wieder auf den Bahnsteig und hofft, dass sie nicht rot wird. Der Zug setzt sich zuckend in Bewegung und lässt die Menschen auf dem Bahnsteig zurück. Einige winken.

Neben ihr liegt noch immer die Liste mit den fünf Namen, einmal gefaltet. Sie nimmt sie wieder in die Finger, betrachtet die Namen, sieht die Geschichten, die Gesichter. Weshalb hat sie diese Liste gemacht? Hat sie Angst, sie könne sich irgendwann nicht mehr an die Namen erinnern, würde sie vergessen? Oder will sie genau das erreichen und glaubt, dass sie aus dem Gedächtnis verschwinden, wenn man sie auf ein Blatt Papier schreibt? Meint sie, wenn sie die Liste vernichtet, sie damit auch die Erinnerungen auslöschen kann? Weshalb bloß hat sie diese Namen aufgeschrieben? Sie kann sich keine Antwort geben. Verwirrt faltet sie das Blatt so oft wie möglich zusammen, bis es nur noch ganz klein und dick ist, und steckt es dann in die Handtasche, weit nach unten. Sie nimmt ein Notizbuch hervor und schlägt eine leere Seite auf. Ihr Blick wandert vom Buch zu ihrem Gegenüber, aus dem Fenster und schließlich wieder hinab auf die leere Seite. Sie überlegt lange und beginnt zu schreiben.

Hier draußen, weit weg von dem, was du Heimat oder Heim nennst, hier draußen also fühlst du dich allein, fühlst dich fremd. Hier draußen fühlst du dich einsam, fühlst dich klein, wo du doch hier draußen allein bist mit deinem Zuhause, mit deiner Heimat, mit dir selbst.

Sie schlägt die Seite um, zündet sich eine Zigarette an. Fühlt sich wirklich fremd? Die Dinge, die sie geschrieben hat und immer wieder schreibt, gehen diese Dinge wirklich in ihr vor? Sie hat geglaubt, sich mehr zu freuen auf und über das neue Leben. Sie hat geglaubt, die Angst, die sie bei der Abreise ergriff, würde schnell wieder verschwinden. Ist sie noch da, die Angst? Sie kann sie im Moment nicht richtig spüren, doch bedeutet das auch, dass sie verschwunden ist? Sie blättert nochmals zurück, liest, was sie geschrieben hat. Hat sie wirklich alles, was sie braucht, wenn sie nur sich

selbst hat? Es gab Zeiten, da hatte sie nicht einmal sich selbst, hatte sich zumindest nicht im Griff, also geht es ihr heute bestimmt besser als damals. Aber reicht ein neues Leben? Benötigt sie nicht auch einen neuen Kopf? Sie blättert erneut um, starrt auf die leere Seite. Sie lehnt sich zurück, zieht an der Zigarette und schaut aus dem Fenster.

Die Gegenwart, sie ist so eng, so begrenzt. Kein Raum, um sich zu bewegen, kein Vor, kein Zurück. Nur im Traum, in Gedanken, vorwärts in die Zukunft, die mich ängstigt. Vorwärts oder zurück, zu dem, was einmal war, zurück in die Vergangenheit, die mich betrübt. So bleibt es eng. So bleibt es begrenzt.

Wieder das Durchlesen der geschriebenen Gedanken, und wieder die Frage, ob das Papier die Wahrheit zeigt oder nur das Produkt von Langeweile darstellt, wieder die Angst, wieder die Erinnerungen. Sie stützt den Kopf auf eine Hand, lässt den Stift in ihren Schoß fallen. Ist dieser Moment die Krise vor der Normalität, oder ist diese Krise die Normalität nach dem Hochgefühl, oder ist es gar keine Krise, sondern Dauerzustand, oder ist es nur Einbildung? Sie drückt eine Zigarette aus und zieht gleich eine neue aus der Packung, zündet sie an, greift nach dem Stift.

Ich bin ein Angsthase. Ich bin ein Weichei. Ich bin das kleine, rotwangige, zopfhaarige Mädchen, das sich vor der Schwärze des Waldes fürchtet. Ich bin auch der kleine Junge, der in seine Hose gemacht hat aus Angst zu sagen, wie dringend er auf die Toilette muss. Die Welt ist riesig für mich kleinen Menschen, und sie ist gute und sie ist schlechte Welt hinter jedem Baum, unter jedem Stein und verborgen hinter Gesichtern und Worten. Sie ist soviel Schönes, soviel mehr als jeder Sonnenuntergang an jedem Hori-

zont, soviel mehr als jeder Tautropfen im Frühlingslicht. Sie ist soviel Böses, soviel mehr als jede Tagesschau mit Blutflecken, soviel mehr als jedes getötete Wesen. Und ich, ich habe Angst vor ihr. Ich fürchte mich vor der Vergänglichkeit des Morgentaus, fürchte mich vor dem Versinken der Sonne im kalten Meer, fürchte mich vor meinem eigenen Blut und Tod. Doch es ist meine Welt, eine Welt, ohne die ich nicht existieren und die ohne mich nicht existieren würde. Jeder Sonnenstrahl, jeder Tropfen Wasser, jeder Mensch, jedes Leben, jeder Gedanke, alles gehört mir, und ich kann selbst bestimmen, was ich damit tun will und wie sich diese Dinge in meine Welt fügen. Ich kann Kolumbus auf seinem Schiff sein, ich kann Armstrong mit einem Fuß auf dem Mond sein, ich kann die Schöpfung, Schöpferin und Zerstörerin sein. Es ist meine Welt, in die ich hinein lebe. Ich bin es, wovor ich mich fürchte. Ich bin ein Angsthase. Ich bin der Wald, und ich bin alleine zu Hause, während ich in die Hose mache. Die Welt, die mich ängstigt, ist die Welt, in der ich lebe, die in mir lebt, die Welt, die ich lebe, die mich lebt. Jeder Schritt, den ich mir verweigere, ist ein Schritt nach vorne in meine Welt. Ich bin ein Angsthase. Ich bin ein Weichei. Ich fürchte mich vor der Welt und dabei nur vor mir selbst.

Mike 07

Er hat ihre Gesichter nur kurz gesehen, aber sie waren ihm fremd. Er weiß nicht, warum sie ihn ausgesucht haben, warum sie ihn überfallen haben. Sie haben nichts gestohlen, das sagt zumindest sein Bruder, der kurz zu Besuch war. Sie haben alles verwüstet, die Wohnung sehe schlimm aus, aber Patrick glaubt nicht, dass sie etwas mitgenommen haben. Der Fernseher stehe noch da, aber er sei ebenso zerstört wie die Stereoanlage, der Computer, einfach alles. Sein Bruder sagt auch, dass sie nichts gesucht haben, es stehen keine Schubladen offen, diese wurden nicht einmal angerührt. Patrick sagt, Mike habe einfach Pech gehabt, doch er glaubt das nicht. Er glaubt zwar an Zufälle, nicht an das Schicksal, aber das war kein Zufall, auch kein Schicksal. Er kennt die Männer nicht, auch nicht ihre Gründe, warum sie ausgerechnet ihn aufgesucht haben, aber er weiß, dass da Gründe sind. Und es müssen gute Gründe sein.

Der Hund bellte die ganze Nacht, jede Nacht. Er war an einem Stock hinter dem Haus angebunden, zumindest im Sommer, im Winter kam das Bellen jeweils aus dem Keller. Mike konnte nicht einschlafen, das Gewinsel des Tieres ließ ihn stundenlang wachliegen und den Hund verfluchen. Sein Vater hatte den Nachbarn schon oft angedroht, er würde das Vieh eines Tages erschießen, doch Mike glaubte nicht, dass sein Vater das getan hätte. Er war etwa zehn Jahre alt. Und er wusste, wo der Vater sein Rattengift versteckt hatte. In jener Nacht schlich er sich in den Werkraum im Untergeschoss ihres Hauses und nahm die Schachtel mit dem Gift vom Regal, schüttete ein wenig davon in eine Plastiktüte und ging wieder in sein Zimmer. Er holte das Hundefutter, das er gekauft hatte, aus seinem Schrank, öffnete sie und leerte den Inhalt auf einen Teller. Mit einer Gabel durch-

mischte er das Rattengift mit den fleischigen Brocken, bis man die grünen Kugeln nicht mehr erkennen konnte. Dann lief er aus dem Haus und zu dem Hund hin, der wild bellend an seiner Leine zerrte. Als das Tier Mike entdeckte, fing es an zu knurren, beruhigte sich aber schneller, als er ihm den Teller mit dem Futter vor die Schnauze stellte. Gierig begann er zu fressen, und Mike stand daneben, schaute zu. Als der Teller leer war, nahm er ihn auf und rannte zurück zu ihrem Haus, wusch das Geschirr am Brunnen und ging wieder in sein Zimmer.

Kurze Zeit später erklang das Bellen wieder, doch dieses Mal machte es Mike nichts aus, noch ein wenig im Dunkeln zu liegen und dem Gewinsel zu lauschen. Er wusste nicht, wie lange der Lärm noch andauerte, und irgendwann schlief er ein. Als er am nächsten Tag erwachte und aus dem Fenster schaute, war der Hund verschwunden, der Pflock in der Erde nicht mehr da. Die Nachbarn haben nie mehr einen neuen Hund gekauft.

Der Arzt kommt zu ihm, fragt ihn nach dem Befinden, untersucht die Heilung der Wunden an Mikes Körper. Er sieht zum ersten Mal, was man mit ihm angerichtet hat, sieht die Blutkrusten und die Narben, und sie stoßen ihn nicht ab, er zuckt kaum zusammen bei ihrem Anblick. Als der Doktor jedoch die Binde um seine Hüfte langsam löst, fängt Mike an zu zittern, und obwohl Koslowksi alles versucht, um ihm den Blick auf die Stelle zu nehmen, wird ihm schlecht, er würgt, doch es kommt nichts hoch. Sein ganzer Körper zittert, als der Arzt einen frischen Verband umlegt. Er sei zufrieden, sagt er dann, die Heilung gehe gut voran. Mike versteht nicht, wie man in diesem Zusammenhang das Wort ‚Heilung‘ überhaupt benutzen kann.

Laura 07

Plötzlich hört der Regen auf. Sie hört sein Rauschen noch in ihrem Kopf, als schon lange keine Tropfen mehr auf den Wagen prallen. Doch dann ist es ruhig, nur der Motor ihres Wagens summt leise. Sie fühlt sich allein, sie ist allein. Doch es ist nicht das Alleinsein, das ihr Herz so schwer macht. Alleinsein ist nicht so schlimm, oft genießt sie diese Momente sogar, kann sich auch zurückziehen, kann herunterkommen von der Geräuschwolke, die das Zusammensein mit anderen Menschen und Dingen mit sich bringt. Sie muss nicht mehr etwas sein, oder vorgeben, es zu sein, was sie vielleicht gar nicht ist. Auch wenn es womöglich nicht richtig ist, nach außen hin nicht das zu sein, was man im Innern wirklich ist, irgendwie sind alle Schauspieler, manche sogar außerordentlich gute.

Nein, es ist nicht das Alleinsein. Es ist dieses Anhalten des Atems und die folgende Taubheit, in welcher die Angst entsteht, dass in genau diesem Moment, in genau dieser Sekunde, niemand an sie denkt, dass der einzige Ort, an welchem sie existiert, ihr nicht atmender Körper ist. Nicht in den Köpfen von anderen Menschen, nicht in ihren Gedanken. Nur hier im Wagen, hinter dem Steuer. Nein, es ist nicht das Alleinsein, das ihre Schultern nach unten drückt. Vielleicht die Einsamkeit oder auch nur die Angst davor, obwohl sie bezweifelt, dass der Unterschied wirklich groß ist. Aber es ist nicht das Alleinsein.

Als Lucky ihr Leben verließ und sie am Morgen nicht mehr neben seiner feuchten Schnauze in ihrem Bett erwachte, fühlte sie sich leer, fühlte sich eines Teiles ihrer Seele beraubt. Er war zwölf Jahre lang ihr bester Freund gewesen, ihr einziger wirklicher Freund und gleichzeitig der Einzige, der alles von ihr wusste, der ihre Emotionen und Träume kannte. Sie wollte

keinen neuen Hund, deshalb gab ihr die Mutter den Rat, in der Schule neue Freundschaften zu schließen, schließlich könne sie nicht den Rest ihres Lebens mit Tieren verbringen, sie müsse auch Menschen in ihr Herz lassen können.

Stephanie Becker war ihre Klassenkameradin und wohnte auf ihrem Schulweg, und sie fingen an, den Rest der Strecke von Stephanies Haus bis zur Schule zusammen zu gehen, ihre Mütter hatten dies irgendwie arrangiert. Das Schweigen, das sie anfangs begleitete, war auch der Abstand, die Entfernung, die zwischen ihrer beider Leben, den verschiedenen Welten bestand. Wobei Lauras Wortlosigkeit einen hartnäckigeren Charakter hatte, sie war nicht an Konversation mit Stephanie interessiert, wollte keine neue Freundin in ihrem Leben, schon gar keine beste Freundin. Stephanie tat alles, um das Eis zwischen ihnen zu brechen, auch weil ihre Mutter ihr dies aufgetragen hatte. Sie tat es nicht ungern, war doch auch ihr Leben keine Anhäufung unzähliger vertrauter Menschen, auch sie war gerne allein, war oft allein, dennoch war sie Teil eines kleinen Freundeskreises, und sie hatte nichts dagegen, Laura ebenfalls in diesen Kreis aufzunehmen.

Es dauerte lange, bis sie ihre Wortlosigkeit ablegen konnte, der Beginn war schüchtern und unsicher, Laura war es nicht gewohnt, lange Gespräche mit anderen *Menschen* zu führen. Dennoch freundete sie sich langsam mit der Situation an, nicht mehr alleine zur Schule gehen zu müssen, bald freute sie sich, wenn sie sich Stephanies Haus näherte und sie vor dem Eingang stehen sah, wartend und winkend. Sie winkte zurück, und das Lächeln machte ihr immer weniger Mühe, es entstand von selbst.

Dennoch entwickelte sich ihre Freundschaft zaghaft, was vor allem an Laura lag, die die Barrikaden in ihrem Kopf nicht so schnell einreißen konnte. Sie wusste nicht, wie sie sich zu verhalten habe, sie hatte Angst, irgendet-

was falsch zu machen, aber auch Angst, sie müsse sich preisgeben, einen Teil von ihr abtreten.

Sie machten eine Klassenfahrt, besuchten eine Ausstellung über untergegangene Kulturen. Laura war sich die dummen und herablassenden Sprüche der Jungen gewohnt, hatte schon lange aufgehört, sich ihretwegen aufzuregen oder sich zu wehren. Doch nun saß Stephanie neben ihr im Bus und wurde ebenfalls Zielscheibe der Häme und des Spottes. Anders als Laura fühlte sie sich veranlasst, sich zu wehren, und sie tat es ziemlich lautstark und mit einer Intensität, die Laura anfangs abschreckte, die sie aber zunehmend bewunderte und beneidete. Sie war nicht zu derartigen Gefühlsäußerungen in der Lage, mit denen sich Stephanie gegen die Klassenkameraden zur Wehr setzte. Sie zog es vor, ihren Blick auf den Boden zu werfen und ihn dort verharren zu lassen, bis die Jungen das Interesse verloren. Stephanie hingegen lehnte sich auf, spottete zurück und tat dies so gut, dass den anderen bald nichts mehr einfiel, um sich über die Mädchen lustig zu machen. Sie ließen die beiden in Ruhe.

„Danke!“ flüsterte Laura.

„Danke wofür?“ fragte Stephanie zurück.

„Danke, dass du es ihnen gezeigt hast!“

„Den Jungs? Ach, schon gut, weißt du, meine Mutter sagt immer, Jungen seien in ihrer Entwicklung etwa zwei Jahre hinter den Mädchen zurück. Also sind diese Hohlköpfe da vorne eigentlich erst zehn Jahre alt, oder wir sind bereits vierzehn.“

„Wirklich? Das weiß deine Mutter?“

Stephanie nickte. „Ja, und weißt du, was sie noch sagt? Frauen werden auch älter als Männer, im Durchschnitt etwa vier bis fünf Jahre.“

„Wieso denn?“

„Ich weiß es auch nicht. Aber es ist so. Außerdem“, fuhr sie fort, „gibt es auf der ganzen Welt mehr Frauen als Männer! Mehr als die Hälfte aller Menschen sind Frauen.“

„Ja? Weshalb sind dann alle Präsidenten und so immer Männer?“

Stephanie hob die Schultern. „Wüsste ich auch gerne. Meine Mutter sagt, das komme von früher, da hätten die Frauen überhaupt keine Rechte gehabt, sie mussten immer kochen und waschen und die Kinder aufziehen. Aber mit der Zeit haben sie sich mehr und mehr... äh, meine Mutter sagt dann immer so ein Wort, das ich mir nie behalten kann... irgendwie... emanzipiert oder so... ich weiß es nicht mehr, auf jeden Fall haben die Frauen immer mehr Rechte erhalten, sie mussten darum kämpfen. Und meine Mutter sagt, womöglich sei in ein paar Jahren sogar eine Frau einmal Präsidentin von Amerika!“

Sie sprachen während der ganzen Fahrt miteinander, Stephanie vermittelte das Wissen ihrer Mutter, und Laura erzählte von Lucky, von ihrem Versteck im Wald, Dinge, die sonst niemand wusste. Die Angst, sich zu öffnen, blätterte langsam ab, und was sich dahinter versteckte, konnte sie nun Stephanie zeigen, ein Gefühl, das sie nicht kannte, ein Gefühl, das sie irgendwie stolz machte, glücklich.

Die Strassen sind noch feucht. Der Himmel reißt ein wenig auf, erste Sterne erscheinen hinter den Wolken. Ihr Blick fällt auf die Uhr am Armaturenbrett, es ist bald Mitternacht. Sie ist nicht müde, kein Wunder bei soviel Kaffee in der Raststätte. Doch sie muss schon bald wieder zur Toilette. Sie fährt auf einen Parkplatz. Er ist verlassen und ruhig, dennoch hat sie Angst, aus dem Wagen auszusteigen. Hastig geht sie zu der kleinen Hütte hin, schließt sich in die Kabine ein und versucht, den leisen Geräuschen, die um sie herum ertönen, keine Beachtung zu schenken. Wieder zurück im Wa-

gen, verriegelt sie die Türen von innen und zündet sich eine Zigarette an, denkt kurz mit einem Kopfschütteln daran, wie viele sie am heutigen Tag schon geraucht hat.

Die Zigaretten schmecken schon lange nicht mehr, ein Genussmittel, das diesen Namen nicht mehr verdient. Der Rachen übersättigt vom Rauch, die Nase ebenfalls. Die Nacht ist gekommen, doch ich will sie nicht empfangen, will nicht schlafen und könnte es auch nicht. Wieder ist ein Tag vorbei. Nur ein Tag. Vierundzwanzig sich gleichende Stunden. Nicht gut, nicht schlecht. Viele Tage sind so. Tage des Existierens, des Atmens, der Blutzirkulation. Leben, ohne zu leben. Ich bin gefangen zwischen der Angst vor der Gleichförmigkeit meiner Tage und der Hoffnung auf Abweichung vom Schema. Und auch Angst und Hoffnung gleichen sich einander an, ebnen den Rhythmus. Es gibt einen französischen Film mit dem Titel Das Leben ist ein langer ruhiger Fluss oder ähnlich, und die Poesie dieses Satzes entzückte mich, bis ich ihn überdachte, ihn in Kontext zu jenem Leben stellte, das ich führe, und seine Wahrheit, seine Wirklichkeit erkannte. Vielleicht male ich schwarz, vielleicht bemitleide ich nur mich selbst, und vielleicht sind andere Leben auch wie meines, ohne dass an seinem Sinn gezweifelt wird. Doch ich lebe nun einmal meine Welt, und meine Welt lebt in mir. Das Leben ist ein langer ruhiger Fluss. Manchmal machte das Baden darin richtig Spaß, manchmal nicht. Manchmal tat es gut, manchmal war es schlecht. Doch ertrinken wollte ich nicht. Ich badete ein wenig im Fluss. Noch immer bade ich.

Henry o8

Es ist wie die Frage, was zuerst da war, das Huhn oder das Ei. Henry fragte sich, ob er wohl einsam war, weil er niemanden an sich heranließ, oder ob seine Art, die Menschen abzuweisen, von seiner Einsamkeit herrührte. Außer seinen Eltern und der Großmutter traten nur wenige Menschen im Theater seines Lebens in Hauptrollen auf, nur vereinzelte hatten einen Text aufzusagen. Meist lag die Bühne im Halbdunkeln, und wenn Personen auf ihr spielten, konnte man nur ihre Umrisse erkennen. Die Sonne schien selten und nur auf die bekannten Gesichter, am stärksten auf die kalten Gesichter. Wenn die Bühne leer war, setzte sich Henry an deren Rand und überlegte. Und seitdem er dies konnte, wurde er einen Gedanken nie richtig los: War er schuld?

Sie schienen den Kopf zu schütteln, wenn er seinen Eltern diese Frage stellte. Aber er traute dem Bild nicht, schließlich war es ja nicht Wirklichkeit, vielleicht reagieren Menschen in der irrealen Welt ganz anders. Manchmal schien es ihm auch, als ob sich die Augen öffneten und ihn fragend, beschuldigend anblickten, nur für einen Moment. Er glaubte dann, er hätte es verhindern können.

Die schlimmsten Bilder waren jene, in denen er sich selbst sah, über die Eltern gebeugt. In der einen Hand hielt er ein Stück Brot, von dem er immer wieder ein wenig abbiss. Genüsslich kaute er und spülte es mit einem Schluck Bier hinunter. In der anderen Hand lag das Messer, die verschmierte Klinge spiegelte das Sonnenlicht und warf einen hellen Strich auf die Haut der Mutter. Er lächelte, wie er dies sah, und biss erneut in sein Brot. Dann klebte er die Heftpflaster auf seine Eltern.

Der Alterungsprozess verschonte nur seine Mutter und seinen Vater. Er selbst sah sich ihm unterworfen, und je weiter er fortschritt, umso heftiger sträubte er sich dagegen. Er wollte die Welt weiterhin mit seinen Kinderaugen sehen, nicht mit dem Blick eines Erwachsenen. Seine häusliche Situation ließen ihn aber ungewollt noch schneller erwachsen werden, als dies bei seinen Klassenkameraden der Fall war. Schließlich war er der eigentliche Mann im Haus, trug eine Verantwortung, die Gleichaltrigen meistens noch erspart blieb.

Auch seine Großmutter wurde älter, schwächer. Als Henry sein drittes Jahr an der Eliteschule absolvierte, war sie kaum mehr in der Lage, die Wäsche auf die Leine zu hängen, und auch das Brotbacken und Putzen fiel ihr zunehmend schwerer. Die Farbe ihrer Haut nahm langsam das Grau der Haare an, dunkle Flecken bildeten sich im Gesicht und an den Armen. Immer öfter bat sie Henry darum, nach der Schule noch einkaufen zu gehen. Er übernahm auch das Waschen und Saubermachen.

In der Schule entwickelte sich derweil sein Sozialverhalten. Von Zeit zu Zeit ging er mit einigen Kameraden nach dem Unterricht in ein Café oder in eine Bar. Dort diskutierten und lachten sie, hatten das, was man gemeinhin eine gute Zeit nennt. Und Henry fühlte sich akzeptiert, ihm schien, als hätte er Zutritt zu einem verborgenen Reich erhalten. Die Hemmungen und die Schüchternheit, die ihm bisher im Weg standen, fielen langsam ab. Seine Wollmütze trug er fortan nur noch im Winter, wenn er sie wirklich für nötig empfand, und er fühlte sich wie von beengenden Fesseln befreit. Die schöne neue Welt der Gesellschaft, er wanderte durch sie hindurch wie ein kleines Kind im Spielwarenladen.

„Nein, da muss ich dir widersprechen, lieber Henry, wenn du die gesamte Verantwortung über die Welt an einen Gott abschiebst, befreist du dich

selbst von jeglicher derartigen Belastung, enthebst dich von einer Rechtfertigung für all dein Tun.“

„Martin hat Recht“, fiel Sabrina ein. „Ich meine, nein, im Gegensatz zu Martin glaube ich an Gott. Ich glaube, dass es irgendwo noch mehr gibt, irgendwas, eine höhere Macht, aber keine, die den Lauf auf Erden in den Händen hält.“

Henry dachte lange nach. „Ihr wisst ja, meine Großmutter ist sehr gläubig, Gott war und ist ihr wichtiger, als ich es beispielsweise bin. Ich habe nur ihre Sicht kennen gelernt, obwohl ich zugeben muss, ihr auch nicht immer alles geglaubt zu haben. Und in letzter Zeit wuchsen meine Zweifel immer mehr. Ich weiß im Moment einfach nicht so recht, ob und was ich glauben soll. Und ich habe übrigens nicht die ganze Verantwortung über die Welt an Gott abgeschoben, zumindest nicht aus Überzeugung. Wohl mehr aus meiner gegenwärtigen Verwirrung und der ironischen Distanz, die ich aufgebaut habe.“

„O.K., das lasse ich gelten. Sag es mir, wenn du dir über deinen Glauben klar geworden bist, würde mich interessieren.“

Henry nickte. Solche Gespräche waren allerdings selten, meistens saß Henry bei diesen Zusammentreffen nur da und lauschte den Worten der anderen. Aber er genoss das Wissen, dass man ihm zuhören würde, wenn er etwas sagte. Und er genoss es, in der Lage zu sein, mehr als einen Satz am Stück ohne Unterbruch sagen zu können. Dadurch, dass er nicht viel sprach, nicht viel von sich preisgab, gelangte auch keiner in jenen inneren Kreis, in dem nur die Eltern und die Großmutter existierten. Leute wie Martin, wie Sabrina, sie waren Reisende durch seine Welt, und er glaubte fest daran, dass es sich nicht lohnte, diesen Menschen seine Türe allzu weit zu öffnen. Er ließ sie in sein Haus kommen, er ließ sie von seinem Teller essen, aber er ließ sie nicht in seinen Kopf. Was sich dort drin verbarg, war

eine komplett andere Ebene, und auf dieser Ebene konnte und wollte er sich in der Schule mit niemandem austauschen, und die Dinge, die schwer auf seiner Seele und seinem Herzen lasteten, blieben dort auch liegen.

Und dort liegen sie noch heute, denkt Henry. Die Strasse führt nun durch einen Wald zu beiden Seiten, und er geht im Schatten der Bäume, endlich ist es nicht mehr so heiß. Die Flasche ist bereits wieder leer und fordert ihren Tribut. Henry schlägt sich in ein Gebüsch, die Hose bereits geöffnet.

Er fragt sich, ob sich ein anderer Mensch in seiner Situation wohl ähnlich fühlen würde, und wie sich denn alternative Gedanken und Empfindungen zeigten. Er fragt sich, was ein anderer Verstand, ein anderes Hirn aus seinem Leben gemacht hätte. Und er fragt sich eines noch immer: Ist er irgendwie schuld?

Es lässt ihn nicht los. Der Klammergriff tut noch immer weh, der Schmerz wird nicht angenehmer mit den Jahren, und er gewöhnt sich nicht an ihn, aber er akzeptiert ihn, nimmt ihn an als Teil seiner selbst. Die Frage, die ihn quält, sie erhält nie Antwort, und *das* ist der Schmerz. Nicht die Frage, sondern das Fehlen der Antwort. Er räumt dem Schmerz einen Platz ein, einen Teil seines Lebens, und der Schmerz füllt diesen Raum aus, durchflutet ihn. Er macht auch ein großes Gebiet frei für die Antwort, für all die Antworten auf alle Fragen, die ihrerseits wieder Platz benötigen. Das Feld für die Antwort ist groß, größer als der Rest, doch es bleibt leer, die Antwort findet den Weg nicht. Er findet den Weg nicht. Er findet nur andere Wege, zu anderen Orten.

Sarah 08

Ihr Gegenüber, der so aussieht wie Robert Redford in ‚Der große Gatsby‘, hat ein Buch aus seiner Tasche gezogen und liest. Seine Finger verdecken den größten Teil der Umschlagseite, dennoch kann Sarah den Namen des Autors erkennen. F. Scott Fitzgerald. Als der Mann eine Seite umblättert, wird auch der Buchtitel sichtbar, und Sarahs Lippen entfährt ein leises Kichern, das sie sofort unterdrückt. Doch er hat es bemerkt und blickt sie erstaunt an.

„Hast du dir gerade selbst einen Witz erzählt?“

Sarah lächelt. „Nein, ich war nur überrascht über dein Buch.“

„Warum denn das? Was ist überraschend an ‚Gatsby‘?“

„Eigentlich nichts. Es ist halt nur so, dass du eine gewisse Ähnlichkeit hast mit Robert Redford in der Verfilmung des Buches.“

Er lacht laut auf. „Wirklich? Das hat mir noch nie jemand gesagt. Ist das so? Und wenn ja, ist das gut?“

Sie wird ein wenig nervös. „Nun, wenn du eine Frau triffst, die auf den jungen Robert Redford steht, dann ist das sicher gut. Gut für dich.“

„Und? Stehst du auf Robert Redford?“

Die Frage drängt sie in die Defensive, und sie senkt ihren Blick. „Nun, er ist – oder war – schon ein attraktiver Mann.“

„Wer spielt die weibliche Hauptrolle im Film?“

„Mia Farrow, glaube ich. Bin mir aber nicht sicher. Warum?“

„Nun, wenn du so aussähest wie sie, wären wir doch das perfekte Paar.“

„Die Geschichte handelt aber nicht unbedingt vom perfekten Paar. Und ich sehe auch nicht aus wie Mia Farrow.“

„Ist ja eigentlich auch egal. Ich glaube auch nicht, dass Mia Farrow so schön ist – oder war – wie du.“

Sarah lächelt verlegen und zuckt mit den Schultern. Mit nervösen Fingern zieht sie eine Zigarette aus der Schachtel und zündet sie schnell an. Sie will nicht, dass er auf die Idee kommt, ihr Feuer zu geben.

„Tut mir leid, ich wollte nicht zu direkt sein“, sagt er.

„Nein, ist schon gut.“

Sie dreht ihren Kopf, zieht stumm an ihrer Zigarette und klappt schließlich ihr Notizbuch wieder auf.

Wenn jemand anderer mein Leben gelebt hätte, wäre es dann anders? Und wenn es anders wäre, was wäre anders? Und wäre es dann noch mein Leben? In der Vergangenheit habe ich viele Dinge falsch oder nicht richtig gemacht. Aber gibt es ‚Richtig‘ und ‚Falsch‘ in diesem Zusammenhang überhaupt? Und wenn ich nicht einmal weiß, ob ‚Richtig‘ oder ‚Falsch‘ existieren, wie hätte ich die Dinge in meinem Leben da richtig machen können? Hätte jemand anderer also mein Leben gelebt, wüsste diese Person dann, was richtig und was falsch gewesen wäre? Und hätte sie das Richtige getan?

Die Stimme ihres Gegenübers reißt sie aus den Gedanken. „Entschuldigung, ich will dir ja nicht auf die Nerven gehen, aber darf ich dich etwas fragen?“

Sarah klappt ihr Notizbuch zu. „Klar.“

„Was schreibst du?“

Sie lächelt. „Ach, das sind nur so Gedanken. Ziemlich dumme Gedanken.“

„So eine Art Tagebuch?“

„Nein, nicht wirklich. Ich schreibe nie ein Datum hinein, sondern einfach nur, was mir durch den Kopf geht.“

Er zündet sich eine Zigarette an und mustert sie. Sarah nimmt sich ebenfalls eine Zigarette aus der Schachtel. Obwohl sie ihr Feuerzeug bereits in der Hand hält, gibt er ihr Feuer. Sie bedankt sich.

„Finde ich toll. Ich wünschte, ich könnte das auch.“

Sarah blickt aus dem Fenster und meint: „Das ist nicht so schwer. Du musst nur schreiben können. Und Gedanken haben.“

„Ja, aber man muss sie auch irgendwie formulieren können. Ich glaube nicht, dass ich das kann.“

„Hast du es je versucht?“

Er schüttelt den Kopf und zieht an seiner Zigarette. „Ich mache Musik. Vielleicht ist das mein Weg, Gedanken und Gefühle auszudrücken.“

Sie nickt und fragt ihn nach der Art der Musik, die er macht. Er erwähnt einige Bands, von denen sie aber keine einzige kennt. Laute Rockmusik, meint er schließlich lapidar. Dann murmelt er etwas, steht auf und geht zur Toilette. Sarah drückt die Zigarette aus und nimmt ihren Stift wieder zwischen die Finger.

Ich stehe vor einer Türe. Es ist eine massive Holztüre, schwer und dick und dunkel steht sie vor mir. Ich versuche, sie mit meinen Händen ein wenig aufzustößen, doch es gelingt mir nicht, ist nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt habe. Also muss ich alle meine Kraft zusammennehmen, sie sammeln und konzentrieren, muss meinen gesamten Körper dagegenstemmen. Ich habe Angst, ich könnte es dennoch nicht schaffen, habe Angst vor der Enttäuschung, vor der Ernüchterung. Doch wo kein Wille ist, da ist auch kein Weg, wie man sagt. Und ich will jetzt nicht umkehren, will nicht aufgeben. Was bleibt, ist die Befürchtung, die Türe könnte hinter mir wieder ins Schloss fallen, wenn ich sie einmal geöffnet hätte, und ich wäre gefangen an einem Ort, den ich nicht kenne, ein Platz, der mir nicht

behagt, der mich abstößt. Und ich frage mich, was jetzt wohl größer ist, der Wille oder die Angst, das Hindernis in meinem Kopf oder jenes vor meinen Augen. Ich weiß es nicht. Ich will es herausfinden.

Mike o8

Damals hatte sie nicht geschrien, hatte nicht ‚Nein‘ gesagt. Er war sich sicher, dieses Wort nicht aus ihrem Mund gehört zu haben. Vielleicht hat sie es nicht in der Masse genossen, in dem Mike es genoss, doch sie hat nichts gesagt. Sie hat sich zwar ein wenig gewehrt, aber er war überzeugt, das gehöre zum Spiel.

Sie fiel ihm eines Tages einfach vor die Füße. Es war Winter, auf den Wiesen und Feldern lag Schnee. Die Strassen waren zwar geräumt, doch auf den Gehsteigen und Plätzen breiteten sich hartnäckige Eisschichten aus. Die alten Menschen gingen enorm vorsichtig ihrer Wege, einige hatten sich sogar Spezialschuhe mit Nägeln an die Füße geschnallt, um einem Sturz vorzubeugen. Es war bitterkalt in jener Zeit, Nasen liefen und waren gerötet, Finger steckten in Handschuhen, Haare versteckten sich unter Kappen. Die Luft schien stillzustehen, den Schall beinahe zu verschlucken.

Mike ging auf dem Gehsteig, als sie ihm entgegenkam. Obwohl sie warm eingepackt war in Mantel und Schal, bemerkte er ihre Schönheit, die Linien ihres Körpers ließen sich auch unter dem dicken Stoff erkennen. Ihre Blicke trafen sich kurz, sie wendete ihren ziemlich schnell ab, und dann rutschte sie aus. Mike sah ihren Sturz in Zeitlupe ablaufen, sie schien sekundenlang in der Schwebe zu sein, langsam warf sie ihre Arme in die Luft, das Haar schwang hoch, ihr Körper drehte sich in die Waagrechte, ehe sie unsanft auf ihrem Rücken landete.

Er eilte zu ihr hin und kniete sich neben sie, fragte, ob sie sich weh getan hätte und half ihr, sich aufzurichten. Er hatte ihre Hand gegriffen, um sie hochzuziehen, als sie aufschrie und mit schmerzverzerrtem Gesicht zurückzuckte. Ihre Finger schienen verstaucht, zumindest verletzt. Es war nach Feierabend, Mike hatte an jenem Abend nichts vor, und nachdem sie es

geschafft hatte, wieder aufzustehen, überredete er sie, mit zu ihm zu kommen, wo er die Hand ein wenig genauer betrachten könne. Er sagte, er wohne ganz in der Nähe, was auch stimmte, und er habe Erfahrung mit solchen Dingen, was zwar nicht komplett gelogen war, schließlich war seine Hand wirklich schon einmal verstaucht, aber dennoch hatte er ein wenig übertrieben. Doch er hatte es auch nicht in erster Linie gesagt, um ihr wirklich mit ärztlichem Rat beizustehen. Viel mehr wollte er sehen, was sich unter dem Mantel verbarg.

In seiner Wohnung bot er ihr erst einmal einen Kaffee an, den sie dankend annahm. Sie entledigte sich ihres Mantels, legte den Schal ab und setzte sich auf die Couch, blickte sich in der Wohnung um und schloss ihre Musterrung mit den üblichen Komplimenten betreffend Einrichtung und Geschmack. Er brachte ihr den Kaffee, dann kümmerte er sich um ihre Hand, schmierte sie mit einer Salbe ein, die er schon jahrelang in seinem Toilettenschrank verstaut hatte, ohne wirklich zu wissen, wofür sie eigentlich gut sein sollte. Er umwickelte die Finger mit einem Verband, während er in ihre Augen schaute, seinen Blick unbemerkt über ihren Körper wandern ließ. Der erste Eindruck hatte nicht getäuscht, die Frau auf seiner Couch war wirklich sehr hübsch, äußerst verführerisch. Ihre dunkelblonden Haare waren leicht gewellt und fielen auf ihre Schultern, rahmten dabei ein ebenmäßiges Gesicht mit blauen Augen ein. Sie trug einen engen Pullover, welcher die Wirkung ihrer Rundungen betonte.

Nachdem er sie verarztet hatte, wollte sie sich wieder verabschieden, doch Mike wollte sie nicht gehen lassen. Sie entschuldigte sich mit einer Verabredung, die ihr noch bevorstand, doch er ließ nicht mit sich reden, brachte ihr noch einen Kaffee und überredete sie zudem zu einem Likör. Ihr war noch immer ein wenig unwohl, und als er begann, sie zu streicheln, entzog sie sich ihm und meinte, sie müsse nun wirklich gehen. Er drückte sie auf

seine Couch und tastete mit seiner Hand unter ihren Pullover, schob sie in den Büstenhalter und begann, ihre Brüste zu massieren. Sie sträubte sich, doch Mikes Erregung wuchs nur noch mehr, er streifte ihren Pullover ab und zerriss den BH. Er öffnete ihre Hose und schob seine Hand in ihren Slip. Die andere Hand legte er auf ihren Mund, sie war ein wenig laut geworden. Allerdings war sie auch ein wenig feucht geworden, er zerrte an ihren Hosen, streifte auch den Slip ab und entledigte sich auch seiner Hose. Als er in sie eindrang, schien sie plötzlich wie erstarrt, konnte sich nicht mehr richtig bewegen. Er küsste sie, ihre Augen glitzerten ein wenig. Sie wehrte sich nicht mehr, er hatte sie überzeugen können, für kurze Zeit konnte er sogar seine Hand von ihrem Mund nehmen, doch dann begann sie wieder zu wimmern.

Nachdem er fertig war, bot er ihr noch einen Kaffee an, doch sie wollte keinen mehr haben, nur noch nach Hause. Er brachte ihr den Mantel und den Schal, bat sie nachdrücklich, niemandem etwas zu erzählen, sie nickte und ging.

Sie hieß Angela, er hatte sie nie wieder gesehen, doch jetzt tanzte sie vor seinen Augen, lächelte ihn an oder lachte ihn aus. Sie verbog ihren Körper, schwang den Kopf langsam von der einen Seite zur anderen, dann hüpfte sie auf und ab, kam ihm dabei immer näher. Sie schüttelte ihre Hände vor seinem Gesicht, in der einen Hand hielt sie etwas, das aussah wie ein Vibrator, allerdings war er weich und fleischig, blutverschmiert. Sie küsste das Ding, leckte das Blut ab, strich es sich ins Gesicht. Dazu lachte sie und schrie immerzu dasselbe Wort. Mit jeder Wiederholung dieses Wortes schien sie es mehr und mehr aus Mikes Erinnerung auszugraben, bis er es sehen konnte, es zu fühlen schien. Sie brach ihr Geschrei ab, doch ihr ‚Nein‘ hallte nach, verlor sich und kehrte wieder, wie ein Echo, und sie setzte wie-

der ein, verstärkte es dadurch wieder. Dabei tanzte sie noch immer, tanzte lachend um den Gegenstand in ihrer Hand, um mit einem Mal zum Stillstand zu kommen. Dann ließ sie das Ding zu Boden fallen, drehte ihren Absatz darauf herum und verschwand. Mike sah ihr nach und auf den Boden, das Blut versickerte langsam, schließlich wurde alles weiß. Der trapezförmige Griff hing über ihm von der Decke.

Laura 08

Nach der Grundschule kamen Stephanie und Laura in dieselbe Klasse einer Eliteschule. Der Unterricht änderte sich, ihr Aussehen, ihre Körper veränderten sich, die Gespräche veränderten sich, nur ihre Freundschaft blieb, wurde tiefschürfender, fester, unabdingbarer. Jungs waren bald nicht mehr nur dumm und zurückgeblieben, sondern auch irgendwie süß, manchmal. Stephanie war von Anfang an darauf aus, mit möglichst vielen von ihnen auszugehen, sich mit ihnen zu treffen, schon früh fing sie an, sie zu küssen, sich von ihnen anfassen zu lassen. Sie erzählte ihre Erfahrungen Laura, und noch bevor diese überhaupt mit einem Jungen ausgewesen war, wusste sie über die meisten schon mehr als genug, mehr als sie wissen wollte. Sie machte sich Sorgen über den Ruf ihrer Freundin an der Schule.

„Weißt du, was die anderen Mädchen über dich sagen?“

„Nein, was sagen sie denn?“ fragte Stephanie, als sie im Park vor dem Schulgebäude saßen.

„Du seiest eine Schlampe, du machst mit allen Jungs herum. Sie sagen, du hättest schon mit vielen von ihnen geschlafen.“

„Ach, sagen sie das? Weißt du, mir ist eigentlich egal, was die anderen sagen. Ich habe meinen Spaß, die sollen nur lästern. Und wenn...“ sie unterbrach sich, blickte auf den Boden. „...wenn ich mit einem Jungen schlafe, was ich bis jetzt noch nicht getan habe, dann bist du die erste und die einzige, die es erfährt. O.K.“

„O.K.“

Sie waren fünfzehn, als Stephanie es zum ersten Mal tat. Und Laura wollte alles wissen, jede Einzelheit interessierte sie, obwohl sie sich geschworen hatte, damit noch eine ganze Weile zu warten. Dennoch malte sie sich bereits aus, wie es sein würde, stellte sich vor, wem sie sich wo und wie hingee-

ben würde. Doch Sex blieb in ihrem Leben vorerst nur in ihren Träumen und den Anekdoten von Stephanie existent, vielleicht hatte sie Angst, sie wusste es nicht. Und die Erlebnisse ihrer Freundin häuften sich, sie war ein äußerst hübsches Mädchen, und die Jungs schienen bei ihr Schlange zu stehen. Laura fand es nicht richtig, wie sie sich in dieser Hinsicht verhielt.

„Fühlst du dich nicht billig?“

Stephanie lachte auf. „Weshalb denn? Die Jungs, die haben meistens noch mehr Freundinnen gehabt, noch mehr Sex, und bei ihnen fallen keine Wörter wie ‚billig‘ oder ‚Schlampe‘. Es gibt nur den femininen Ausdruck Schlampe, weil Jungs das scheinbar dürfen. Man klopf ihnen auf die Schulter, wenn sie ihre Taten und Eroberungen kundtun, während ein Mädchen automatisch eine Schlampe ist, eine Nutte. Meine Mutter, ich weiß, ich fange immer wieder mit meiner Mutter an, aber auf jeden Fall hat sie mir einmal eingetrichtert, nie zu akzeptieren, dass man mich aufgrund meines Geschlechts anders behandelt. Ich sei genau so viel oder genau so wenig wert wie ein Junge, und das dürfe mir auch niemand nehmen.“

„Du fühlst dich also nicht billig, oder wie du dem auch immer sagen willst! Du fühlst dich nicht ausgenutzt von den Jungs, die nur mit dir ins Bett gehen, um den anderen am nächsten Tag davon zu erzählen?“

„Nein! Ich erzähle dir ja auch immer, wenn etwas gewesen ist. Das ist doch genau dasselbe.“ Stephanie fing an, sich ein wenig aufzuregen.

„Ja, schon. Aber ich glaube nicht, dass die Gespräche unter Jungs vergleichbar sind mit unseren. Bei ihnen ist es wie ein Wettbewerb. Ist es für dich auch so? Ist Sex für dich ein Wettbewerb, eine Sportart, in der du möglichst gut sein willst.“

Stephanie war verärgert. „Hör schon auf, du redest bald wie die anderen Mädchen. Natürlich ist nicht wie eine Meisterschaft, die ich um jeden Preis

gewinnen will. Ich habe einfach Spaß daran! Mein Gott, was ist denn so schlimm an der Sache?“

Laura zuckte mit den Schultern.

„Und willst du wissen, was das beste am Ganzen ist? Sie sind dir unterlegen. Die Jungs sind dir unterlegen, du kannst sie einfach um den Finger wickeln. Du hast irgendwie Macht über sie.“

Laura wollte von dieser Macht nichts wissen. Immer öfter, wenn Stephanie von ihren Erlebnissen berichtete, hörte sie weg, ging nicht darauf ein. Stephanie fühlte sich dann verletzt, was ihr irgendwie auch leid tat, dennoch ließ sie sich ihr Desinteresse immer mehr anmerken, und Stephanie hörte immer mehr auf, ihr Liebesleben mit ihr zu teilen. Laura fragte sich, ob dadurch die Freundschaft weniger wert war, ob eine Beziehung leidet, wenn man sich Dinge verschweigt. Doch es schien nicht der Fall zu sein, sie waren noch immer jeden Tag zusammen, nur dass das Thema Sex in ihren Gesprächen und Diskussionen nur noch eine Nebenrolle erhielt.

Es war bezeichnend, dass Laura ihre Unschuld ausgerechnet an Stephanies Bruder Martin verlor. Als sie es endlich geschafft hatten, dem Sex weniger Bedeutung zuzumessen, war es Laura, die ihn zurück in die Gespräche brachte. Doch nun konnte sie mitreden, sie wusste endlich auch, wie es sich anfühlte, wie ein Mann sich anfühlte, wie er sich in ihr drin anfühlte. Und irgendwie war sie auch froh, eine ausgewiesene Expertin in solchen Angelegenheiten zur Freundin zu haben.

„Und, war es so, wie du es dir vorgestellt hast?“

Laura schüttelte den Kopf. „Nein, ich dachte irgendwie, es sei... anders. Er war wirklich süß und so, er fragte immer wieder, wie es mir geht, und ob es weh tut, und ich habe immer wieder gesagt, es sei schön. Und das war es ja auch, es war schön, wirklich schön, aber irgendwie... ich weiß nicht. Wahrscheinlich war meine Vorstellung auch ziemlich naiv.“

„Das war bei mir auch so, weißt du? Ich habe mir auch gedacht, mein Gott, das ist ein völlig neuer Abschnitt deines Lebens, eine neue Zeitrechnung, die beginnt. Aber es war nicht so, es war neu, das war es, aber danach habe ich mich nicht wie ein anderer Mensch gefühlt oder so, es war einfach geschehen, und fertig!“

„Hat es weh getan bei dir?“

Stephanie nickte leicht. „Ein wenig, ja. Er war auch ziemlich grob, ziemlich unerfahren. Er hat zwar gesagt, er hätte es schon mit vielen Mädchen gemacht, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass es damals auch für ihn das erste Mal war. Und bei dir? Schmerzen?“

Laura schüttelte den Kopf. „Nein, nicht wirklich.“

„Ich wusste, mein Bruder ist ein Guter.“ Stephanie lächelte und strich mit ihrer Hand leicht über Lauras Haare.

Henry 09

Es ist nun nicht mehr allzu weit. Schätzungsweise in einer Stunde sollte er dort sein. Die Beine sind müde, die Augen betrügen ihn manchmal und lassen ihn Dinge sehen, die es nicht gibt. Die Straßenmarkierungen biegen manchmal von der Strasse ab, gehen nach links oder nach rechts weg, ohne dass der Asphalt ihnen folgen könnte. Irgendwo im Wald oder auf einer Wiese verlieren sie sich oder kehren irgendwann wieder auf seinen Weg zurück. Über seinem Kopf fliegen große Vögel mit kleinen Bündeln in den Schnäbeln hinweg, tragen die Kinder zu den Eltern. Manchmal kriechen verletzte Tiere über die Strasse, allen fehlt der hintere Teil des Körpers, sie schleppen sich auf ihn zu und verschwinden dann plötzlich vor ihm. Doch all diese Trugbilder machen ihm keine Angst. Nicht mehr. Zum ersten Mal in seinem bewussten Leben ist er frei.

Sein Fuß stößt an etwas. Es ist ein toter Fuchs, der am Straßenrand liegt, der Kopf ist zerquetscht, das Blut eingetrocknet und braun. Fliegen stieben davon. Er hat den Körper eigentlich schon von weitem gesehen, doch seinen Augen nicht geglaubt. Er kniet nieder. Nicht, um zu beten. Seine Großmutter hätte jetzt sicher gebetet, mit gesenktem Haupt. Doch er betet nicht. Schon lange nicht mehr. Hat nie etwas genützt. Es ist dumm, zu behaupten, er habe seinen Glauben verloren, da er nie einen hatte. Keinen eigenen Glauben. Zu glauben, was andere glauben, nur weil es andere glauben, hat nichts mit Glauben zu tun. Er kniet nieder. Nicht, um zu beten. Vielleicht, weil die Beine ihn nicht mehr zu tragen vermögen. Vielleicht, um den Boden besser spüren zu können. Er weiß es nicht, will es wohl auch nicht genau wissen. Angst vor der Gewissheit. Er kniet nieder. Nicht, um zu beten. Einfach so. Er schaut zum Himmel. Nicht zu Gott. Er schließt seine Augen. Nicht vor dem Anblick der großen Welt, nicht vor den kleinen Sor-

gen aus der Vergangenheit, nicht vor der Fremdheit des Körpers vor ihm. Er kniet nur nieder, einfach so, nimmt den Kadaver in die Hände und hält ihn sich an die Brust, die Reste des Kopfes behutsam stützend. Vorsichtig steht er auf und trägt den Fuchs an den Waldrand, legt ihn dort zu Boden. Er rammt einen kleinen Zweig neben dem Tier in die Erde und setzt sich daneben hin, den Rücken an einen Baum gelehnt. Gesichter erscheinen vor ihm, bekannte Gesichter. Eines gehört Sarah. Er wüsste gerne, ob sein Gesicht wohl auch noch in ihrem Kopf wohnt.

Die Sonne schien durch das Fenster und warf ein verzerrtes Viereck auf den Kunststoffboden der Bibliothek. Die Scheibe war schmutzig, der Regen hatte Wasserflecken hinterlassen. In der linken unteren Ecke zog sich ein Sprung durch das Glas und bildete ein Dreieck, das sich vom Rest des Fensters absonderte, das Dasein eines Einzelgängers fristete. Seltsamerweise schien das kleine ausgeschlossene Stück sauberer zu sein als der Rest, die Flecken waren nur vereinzelt zu erkennen. Auf das Viereck auf dem Boden hatte dies jedoch keinen Einfluss, auch der Riss im Glas war auf dem Abbild nicht zu bemerken.

Die Bibliothek der Eliteschule lag in einem Flügel des Hauptgebäudes. Es war eigentlich nur ein einziger Raum, bestand jedoch aus zwei Etagen. Zu drei Wänden hin reihten sich unzählige Regale parallel aneinander, die vierte bildete eine spärlich bestückte Fensterfront, in der Mitte des Erdgeschosses standen Tische und Stühle, während im oberen Stock dieser Raum im Boden fehlte, er dadurch zu einer Art Tribüne wurde und einen freien Blick von oben auf die Lesenden an den Tischen gestattete. Von der Decke liefen lange Schnüre senkrecht in den Raum, an deren Ende Lampen mit Schirmen aus weißem Metall hingen.

Henry verbrachte einen beträchtlichen Teil seiner freien Zeit unter dem Licht jener Leuchten. Er mochte die Ruhe, die Atmosphäre. Den Geruch. Und den Gedanken, die gesamte Geschichte der Menschheit zu seiner Verfügung zu haben, Literatur aus jeder Epoche, bedeutende Dichter und Denker, das wissenschaftliche Gesamtwissen in einer absurden Ausführlichkeit, und alles in diesem Raum.

Er blätterte in einem Buch über die spanische Inquisition, allerdings fand er keinen großen Gefallen daran, zu trocken, zu langweilig reihten sich die Worte aneinander. Langsam ließ er seinen Blick durch die Bibliothek gleiten, beobachtete die wenigen Studenten, die sich an diesem Sommernachmittag freiwillig darin eingefunden hatten. Drei Tische entfernt saßen zwei Jungen, beide mit randlosen Brillen und ernster Miene, die sich über einen dicken Wälzer gebeugt hatten, leise flüsternd. Unter den Schülern hielt sich das Gerücht, die Freundschaft der beiden sei weit mehr als platonisch, gemeinhin nannte man sie Siegfried und Roy, doch eigentlich hießen sie, so glaubte er zumindest, Sebastien, ein Franzose, und Wolfgang, dessen Eltern aus Deutschland stammten. Er hatte jedoch nie viel mit ihnen anfangen können. Nicht, dass er sich an der mutmaßlichen Homosexualität gestört hätte, aber die beiden waren ganz einfach uninteressant, Langweiler. Henry zählte sich zwar selbst auch zu jener Gruppe der Unerheblichen, aber Siegfried und Roy bildeten die Spitze der Belanglosigkeit.

Einige Tische weiter saß ein Mädchen, das er noch nie zuvor in der Bibliothek gesehen hatte, auch sonst war sie ihm noch nie aufgefallen. Ihre kurzen roten Haare hatte sie hinter die Ohren gestrichen, ihr Scheitel war verlief in einer gezackten Linie über ihren Kopf. Ihre Augen waren zusammengekniffen hinter einer Hornbrille versteckt und lasen in einem kleinen, alten Büchlein. Dabei machte sie Notizen, wobei sie den kleinen Finger jener Hand, die den Stift hielt, von den restlichen abspreizte. Sie war schön auf

den zweiten Blick. Sehr schön, fand Henry. Unauffällig irgendwie, von einer angenehmen Unaufdringlichkeit. Ihre Haut war bleich, weiß, sie trug ein hellblaues Hemd, dabei weder Halskette noch sonstigen Schmuck. Eine Natürlichkeit haftete ihr an. Henry bemerkte, dass er starrte, und auch Siegfried und Roy war es aufgefallen. Sie blickten zu ihm herüber und tuschelten miteinander. „Verdammte Schwestern!“ dachte Henry und blickte wieder zu der Unbekannten, die jedoch weiterhin in ihrem Buch las und mit abgespreiztem Finger in ein Heft schrieb.

Henry stand auf und ging auf leisen Sohlen an dem Mädchen vorbei zur Toilette, drehte dabei seinen Blick bis in den äußersten Winkel seiner Augen. Aus der Nähe war sie noch schöner. Er wurde ein wenig nervös. Im kleinen Spiegel über dem Waschbecken betrachtete er sich, zupfte an seinen Haaren und verzog seine Miene, spritzte Wasser ins Gesicht und ging wieder zurück an seinen Platz. Siegfried und Roy tuschelten noch immer, doch das Mädchen war weg.

Sie kam oft in die Bibliothek, doch an anderen Orten erblickte er sie fast nie. Henrys Ausflüge in die Literatur und in die Wissenschaften wurden dadurch arg gestaut, da er lieber zu ihr hinschaute denn in seine Bücher. Mittlerweile hatte er ihren Namen herausgefunden, als er auf ihr Heft geschaut hatte, während sie kurz nicht an ihrem Platz saß. Sarah Dell stand da, in einer kindlichen, dennoch irgendwie ästhetischen und kunstvollen Schrift geschrieben. Henry machte sich den Vornamen zum beliebten Objekt von Bleistiftkritzeleien, formte ihn dabei lautlos mit den Lippen.

Abends im Bett sah er sie vor sich, sah sie bei sich. Eine rote Haarsträhne hatte sich hinter ihrem Ohr gelöst, er strich sie wieder zurück, doch sie blieb nicht lange an ihrem Platz und fiel erneut über die weiße Haut. Er ließ sie dort liegen, und Sarah lächelte. Henry folgte mit der Spitze seines Zeigefingers der feinen Linie ihrer Lippen, zeichnete die Form des Lächelns

nach. Langsam führte er seine Hand über ihr Gesicht, er liebte die Ohren, den Hals, ließ seine Finger über die Brust wandern wie die Beine einer Katze, die sich vorsichtig ihrem Ziel nähert. Er küsste sie zwischen Ohr und Schulter, drückte sie leicht an sich und spürte die Spitzen ihrer Brüste auf seinem Körper. Weiter kam er meist nicht, er entspannte sich und dachte daran, wie es wäre, neben Sarah zu liegen. Er stellte sich vor, mit ihr zu reden, denn bisher hatte er es nicht geschafft, sie anzusprechen. Und er verfluchte sich.

Es war das letzte Jahr an der Eliteschule, und er hatte einen Platz an einer Universität erhalten, um Psychologie und Literatur zu studieren. Und er freute sich, irgendwie, doch da waren auch diese Stiche, die Gewissheit, Sarah dann nie mehr sehen zu können, nur noch mit geschlossenen Augen, und er wusste nicht, wie lange sich die Form von Sarah würde halten können, wenn die Einbildungskraft keine Nahrung aus der Realität mehr erhielt. Der letzte Tag rückte immer näher.

Wie er auch versucht hatte, die Zeit zu bremsen, ihren Lauf zu verlangsamen und sie so gut wie möglich auszukosten, plötzlich war der Moment da: das Ende der Schulzeit. Die Schüler erhielten ihre Diplome, und Henry war einer der besten fünf Absolventen. Die Großmutter war unter erheblichen Anstrengungen zur öffentlichen Feier gekommen und lächelte schwach von ihrem Platz in der ersten Reihe der Zuschauer, doch Henry wusste ganz genau, dass sie stolz auf ihn war. Dennoch war er überrascht, als sie ihn nach der Feier umarmte.

„Henry, du machst mich zur glücklichsten alten Frau dieser Welt. Erinnerst du dich, als ich dir sagte, dass der Gott im Himmel gut auf dich aufpassen wird, wenn du ein guter Mensch bist? Und das bist du, du bist ein wunderbarer Mensch. Deine Mutter und dein Vater...“

Sie stockte. Ihre Augenwinkel glitzerten, die Lippen begannen zu zittern.

„Was ist mit ihnen?“ fragte Henry leise.

„Deine Mutter... sie sind... sie wären sehr stolz auf dich, dein Vater und deine Mutter.“

Henry schwieg. Die Großmutter wischte ihm eine Träne von der Wange und küsste sie. Er drückte sie an sich, seine Muskeln verkrampften sich und ließen der alten Dame kaum Luft zum Atmen. Doch auch sie hielt ihn umklammert, zitternd.

„Wir sollten reden, meinst du nicht?“ stieß Henry hervor. Die Großmutter löste sich aus der Umarmung, schaute ihm lange ins Gesicht, ohne ein Wort zu sagen. Dann schloss sie ihn erneut in die Arme.

„Ich kann es nicht! Es tut mir leid.“

Er hatte sich nie Gedanken darüber gemacht, dass nicht nur er seine Eltern verloren hatte, sondern der Großmutter ihr einziges Kind, ihr einziger Sohn entrissen wurde, den sie zwar in ihrem Enkel wiedererkennen, aber nicht wiederfinden konnte. Henry fühlte sich schuldig, dass er niemals aufgehört hatte, sie nach seinem Vater und auch seiner Mutter zu fragen, dass er niemals bemerkt hatte, dass auch sie gelitten hatte, noch immer litt. Er bat seine Eltern, gut auf Großmutter aufzupassen, wenn sie zu ihnen komme.

Henry glaubte nicht an Schicksal, nicht an Vorbestimmung. Großmutter lehrte ihn zwar, dass alle Wege bereits von Gott gelegt seien, nur noch beschritten werden mussten durch die Schafe auf der Erde, doch als er anfang, über die Rolle des Herrn und schließlich über dessen Existenz nachzudenken, rückte er von diesem Gedanken ab. Er gewöhnte sich an, nichts zu sagen, wenn die Großmutter wieder ihre sakralen Ratschläge verteilte, da er wusste, wie anfällig, wie allergisch sie reagierte, wenn man an Gott und

seiner Macht zweifelte. Die Toleranz und Rücksichtnahme ging sogar so weit, dass er lange Zeit als Atheist am Sonntag zur Kirche ging, nur um sie glücklich zu machen oder zumindest nicht unglücklich.

Das Leben war also nicht vorgezeichnet in seinen Augen. Doch einmal überfielen ihn Zweifel, und er malte sich hoffnungsvoll aus, was wäre, wenn er wirklich ein Schicksal hätte und wohin es ihn führen würde. Es war in der ersten Woche an der Universität, bei einer Versammlung sämtlicher Neuankömmlinge vor dem Hauptgebäude. Er schaute sich um, erkannte Gesichter von seiner alten Schule, nickte einigen zu, winkte anderen und freute sich irgendwie über deren Anwesenheit, streifte das Gefühl der Fremdheit ein wenig von seinen Schultern. Sogar aus seiner Klasse waren Leute dabei, er hatte nicht gewusst, dass sie auch diese Universität gewählt hatten. Als sein Blick weiter umherflog, fiel ihm ein roter Haarschopf auf. Ein wunderschönes Mädchen, mit bleicher Haut und einer Hornbrille auf der Nase.

Sarah 09

„Wohin fährst du eigentlich?“ fragt ihr Reisegenosse, als er sich wieder in den Sessel setzt.

„Bis zur Endstation. Und du?“

„Ich auch. Wohnst du da, oder besuchst du jemanden?“

„Weder noch. Ich fahre einfach hin.“

Sarah weiß nicht, warum sie ihm Genaueres erzählen sollte. Sie weiß selbst nicht genau, wohin sie fuhr. Ob dort etwas Neues beginnen konnte, oder ob es nur darum geht, das Alte hinter sich zu lassen. Um weiteren Fragen auszuweichen, fragt sie ihn nach seinem Namen.

„Christian. Wie heißt du?“

„Sarah.“

„Freut mich.“

Sie blickt auf das Buch, das neben ihm liegt. „Na, wenigstens heißt du nicht Robert.“

Christian lacht. „Ja, und du heißt zum Glück nicht Mia.“

Ein langer Augenkontakt kann Verlegenheit auslösen. Und Verlegenheit kann ein Anlass sein, einen Augenkontakt möglichst zu vermeiden. Sarah und Christian widmen sich als Folge der Verlegenheit intensiv der Landschaft, die vor dem Zugfenster vorbeirast.

Sarah bemerkt, dass Christian seine Augen geschlossen hat. Die Ähnlichkeit mit Robert Redford ist nun nicht mehr so ausgeprägt. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln umspielt die Lippen, und immer wieder bleibt ihr Blick an einem kleinen Pickel auf der Stirn hängen. Er stört sie eigentlich gar nicht, aber je länger sie hinschaut, desto größer scheint der Pickel zu werden. Wie eine Signalleuchte, deren Licht immer stärker wird.

Sie prüft das Gesicht. Examiniert die Stellung der Ohren, ihre Größe und Form. Betrachtet die Nase, die Löcher, die Flügel, misst Länge und Breite. Mustert den Kiefer, das Kinn, die Wangenknochen. Sie sucht nach verräterischen Zeichen am Mund, an den Augenbrauen, der Stirn, den Schläfen. Zeichen, die zum Gesicht passen, das sie seit ihrer Kindheit in ihrem Kopf herumträgt.

Neu ist das nicht. Dieses Erforschen von Gesichtern begleitet ihr Leben, sie hat es bei jedem Mann getan, der in diesem eine Rolle spielte. In den meisten Fällen fand sie eine Ähnlichkeit, ob in den Augen oder in den Gesichtszügen. Immer wieder spiegelte sich das Gesicht in ihrem Kopf im Gesicht wieder, das sie gerade vor sich sah. Eigentlich kann sie nur von Henry behaupten, sie in keiner Weise an ihren Vater erinnert zu haben. Sie schließt die Augen, denkt an die Liste in ihrer Handtasche, an die anderen Namen, stellt sich die dazugehörenden Gesichter vor. Sie gleichen sich, gleichen sich immer mehr. Und werden schließlich zu einem einzigen Gesicht. Nur Henry bleibt anders, bleibt außen vor, und sie fragt sich, wo er wohl sein könnte. Was er tut, ob er überhaupt noch lebt. Ob er eine Freundin oder sogar eine Ehefrau und Kinder hat. Und ob es vielleicht doch funktioniert hätte, ob sie in ihm irgendwann mehr hätte sehen können als nur einen Freund, einen brüderlichen Freund. Eine Träne verlässt ihr Auge, doch es kümmert sie nicht. Womöglich hat es keine Bedeutung, dass sie ihren Vater in Henrys Gesicht nie entdeckt hat. Sie hat wohl nur nicht genau hingeschaut. Wie auch bei Christian, bei dem sie schließlich auch noch keine Zeichen erkannt hat. Doch sie ist sicher, dass sie da sind, und öffnet die Augen, um sie zu finden.

„Bist du in Ordnung? Warum weinst du?“ fragt Christian.

Sarah spürt, dass sie rot wird. Lachen und Weinen sind wohl die unmittelbarsten Gefühlsäußerungen. Doch während man sein Lachen gerne ins

Schaufenster stellt, will man Tränen um jeden Preis für sich behalten. Niemand soll sie sehen, sofern sie nicht von Freude her rühren. Und jetzt, in diesem Moment, weint Sarah nicht aus Freude.

„Ist schon okay. Es ist nichts.“

„Das ist nicht wahr. Da ist sehr viel. Ich verstehe, wenn du mir nichts erzählen willst. Aber sag nicht, dass da nichts ist.“

Christian blickt ernst, und Sarah beißt sich auf die Unterlippe. Sie kennt ihn nicht, vor einer Stunde gab es ihn noch nicht. Und in einigen Stunden wird er bereits nicht mehr existieren. Warum soll sie ausgerechnet ihm etwas erzählen? Da ist keine Vertrautheit, keine wirkliche Zuneigung, schon gar keine Intimität. Da ist absolut nichts, das eine solche Offenheit rechtfertigen würde. Doch auf der anderen Seite ist da auch diese verführerische Fremdheit. Warum soll sie ihm etwas vormachen, wo sie nur in einem verschwindend kleinen Bruchteil seines Lebens in Erscheinung tritt? Er könnte eine Seite ihres Buches sein, eine Seite, die sie wieder herausreißt und wegwirft.

„Du hast Recht, da ist etwas“, sagt Sarah. Und atmet tief durch.

Mike 09

„Du könntest auch tot sein, das weißt du!“ Patrick redet auf ihn ein, doch er hört ihm nicht zu, schaut weiter aus dem Fenster, die Dämmerung nimmt langsam Besitz von der Landschaft dahinter.

„Du musst einfach lernen, damit zu leben“, hört er ihn sagen.

„Wie soll ich das tun? Könntest du damit leben?“ fragt er in gehässigem Ton zurück.

Patrick zuckt mit den Schultern. „Ich weiß nicht. Was bliebe mir anderes übrig? O.K., du wirst nie Kinder haben können, aber das wolltest du ja sowieso nie, oder? Kein Sex mehr, ja gut... aber sonst ändert sich ja nicht viel, wenn du erst mal draußen bist, wird sich dein Leben irgendwann wieder normalisieren.“

„Was... ach, halt doch die Fresse! Du kannst dir nicht vorstellen, wie es mir geht! Niemand kann das! Du hast keine Ahnung, welche Scheiße du von dir gibst!“

Er ist eingeschnappt. „Lass es nicht an mir aus, ich habe dich nicht zusammengeschlagen. Denke besser mal nach, warum es geschehen ist, verdammt!“

Sie schweigen. Patrick geht zum Fenster, blickt lange hinaus, dann wieder zu Mike. Er stellt sich vor das Bett, legt ihm eine Hand auf die Schulter.

„Ich gehe dann mal. Die nächsten beiden Tage bin ich an einem Seminar, kann also nicht kommen. Ach ja, und Mutter lässt dich grüssen. Sie haben ihr im Altersheim ein neues Zimmer besorgt, sie kann jetzt ein wenig besser schlafen.“

Mike nickt abwesend, und Patrick geht langsam zur Türe und aus dem Zimmer, lässt ihn alleine. Die Gedanken fliegen wieder im Raum umher,

schwirren um seinen Kopf, hämmern darin. Er versucht zu verstehen, in der Vergangenheit zu lesen, etwas zu erkennen.

Laura hatte ihn bei der Polizei angezeigt, damals, dabei war er sich immer sicher, sie wolle es genau so wie Mike. Er war vielleicht ein wenig zu weit gegangen, er hätte vielleicht nicht so hart zuschlagen müssen. Doch sie hatte zu einem Moment gesagt, er solle aufhören, als er gerade ziemlich in Fahrt gekommen war, er sich langsam seinem Höhepunkt entgegengesteigert hatte. Er konnte nicht einfach abbrechen, nicht einfach von ihr ablassen. Schließlich wäre es auch für sie ein unbefriedigendes Ende gewesen, und so hatte er weiter gemacht, hatte sich eben durchgesetzt.

Sie war ziemlich schön. Doch irgendetwas störte ihn ein wenig, sie hatte eine spröde, defensive Art, doch vielleicht war es auch genau dieses Verhalten, das seine Begierde geweckt hatte. Er hatte sie nach Hause gebracht an jenem Abend, und sie hatte ihn hereingebeten. Er war gut gelaunt, sie hatten schon zuvor ein wenig getrunken, und dann hatte sie ihm auch noch Wein angeboten. Irgendwie wäre der Abend leer geblieben, wenn er nicht mit ihr geschlafen hätte. Sie war auch ziemlich nett, er hatte sich äußerst wohl gefühlt bei ihr.

Dass sie ihn dann meldete, fand er ziemlich unfair, obwohl er zugeben musste, vielleicht wirklich ein wenig übertrieben zu haben. Doch deswegen gleich zur Polizei zu rennen, wäre nicht nötig gewesen. Von daher hatte sie die Prügel irgendwie doch ein wenig verdient. Patrick war früher immer gleich zur Mutter gelaufen, um sich auszuweinen, nachdem Mike ihn geschlagen hatte, und da hatte er ihm auch jeweils gleich nochmals eine reingehauen. Vielleicht ist das bei Kindern noch nicht so entwickelt, aber erwachsene Menschen sollten in der Lage sein, Streitereien ausschließlich untereinander klären zu können.

Und jetzt sieht er dieses Bild, sieht Laura, wie sie an einem Eis schleckt, das gar kein Eis ist, nur die Form ist ein wenig ähnlich. Sie lässt ihre Zunge darüber wandern und schaut dabei zu ihm, lächelt ihm mit verschmiertem Mund zu. Sie sitzt auf einem weißen Pferd, das ganz ruhig auf einer Wiese steht, die Sonne steht tief am Himmel, ihre Strahlen fangen sich in Lauras blonden Haaren, in die sie eine rote Schleife gebunden hat. Ihre Lippen spielen noch immer mit dem Ding in ihrer Hand, dann bäumt sich plötzlich das Pferd auf, und sie reitet davon, verschwindet im Wald am Rand der Wiese.

Die Umrisse der abendlichen Landschaft verschwimmen und verschwinden in der Wand des Krankenzimmers. Mike schwitzt. Mühselig richtet er sich ein wenig auf und greift nach dem Mineralwasser. Der Schmerz beim Schlucken hat ein wenig nachgelassen, er leert zwei Gläser hintereinander.

Die Nacht hat die Welt außerhalb seines Zimmers umschlossen, hält sie ebenso gefangen wie die Welt in Mikes Kopf. Die Wut kann sich nicht richtig ausbreiten, immer wieder stößt sie an Grenzen, unsichtbare Mauern, die früher noch nicht da waren, die erst vor kurzem aufgestellt wurden. Er hasst die Männer, die ihn überfallen haben, er hasst sie aus tiefstem Herzen, sie haben sein Leben zerstört. Doch da ist noch jemand, den er nicht mag, den er nicht mehr versteht, der verändert scheint, nicht mehr der Mann ist, der er einmal war, nicht nur in der Leistengegend. Er scheint diesen Mann nicht mehr zu kennen, nur noch die Reste seines Körpers zu tragen. Sie sind sich fremd, unbekannt, sie liegen auf demselben Bett und sind Lichtjahre voneinander entfernt.

Laura 09

Sie frisst die Strasse, frisst Kilometer. Lässt sie hinter sich, lässt sie liegen. Und fragt sich, ob es richtig ist, was sie tut. Ob vorne besser ist als hinten. Sie bereut und bereut doch nicht, sie zweifelt und ist sich doch sicher, sie hat Angst und doch auch Hoffnung. Sie ist verwirrt. Und dennoch sieht sie klar. Die dunkle Nacht rast an ihrem Seitenfenster vorbei, sie raucht zu viel, der Aschenbecher ist schon bald wieder voll, obwohl sie viele der Stummel aus dem offenen Fenster wirft.

Am Himmel zeigen sich kleine blinkende Lichter, wohl ein Flugzeug. Sie erinnert sich an einen Flug, mit ihren Eltern, sie war damals ziemlich klein. Sie kamen in Turbulenzen, alles schüttelte und schwankte, wie einige andere auch musste sich ihr Vater übergeben, die Mutter geriet in Panik. Laura saß ruhig in ihrem Sitz, hatte den Gurt locker umgelegt und sah aus dem Fenster. Alles war weiß, nichts zu erkennen. Sie dachte, sie sähe ein Gesicht in den Wolken, Augen, die sie nicht kannte, die sie anschauten, ihr zuzwinkerten. Sie lächelte, und plötzlich verschwand das Gesicht. Die Maschine wurde immer unruhiger und instabiler, immer wieder sackte sie ab. Einige Insassen fingen an, unruhig miteinander zu reden, einige schrieen sogar. Laura starrte indessen aus dem Fenster, noch immer lächelnd. Sie war enttäuscht, als das Flugzeug wieder unter Kontrolle war.

Die Schule war vorbei. Laura stieg in das Verlagsgeschäft ihres Vaters ein, fing als einfache Sekretärin an. Er sorgte jedoch dafür, dass es nicht lange dabei blieb, als sie die grundlegenden Dinge gelernt hatte, wurde sie befördert, und mit vierundzwanzig war sie nach ihrem Vater die zweithöchste Instanz des Betriebes. Obwohl ihr die Arbeit nicht gefiel. Sie wäre gerne Ärztin geworden, oder Tierärztin. Doch ihr Vater hatte ihr klargemacht,

dass er sie sich nur als seine Nachfolgerin im Verlag vorstellen konnte und einen anderen Beruf nicht oder nur sehr ungern zulassen würde, und zudem war Laura zu bequem, auch zu ängstlich, um eine lange, entbehrungsreiche Ausbildung zu machen. Sie stand an einer Kreuzung, der Weg teilte sich in zwei verschiedene Richtungen. Die eine ging gleich nach der Biegung steil bergauf, der Boden war steinig und uneben, außerdem führte der Weg in einen schwarzen Wald. Der andere war eben, es ging geradeaus, eine asphaltierte Strasse mit Leitplanken und Führungslinien.

Sie ging auf ihrer Strasse, und manchmal, wenn sie zur Seite schaute, konnte sie einen Teil des anderen, des steinigen Weges einsehen. Sie bereute. Sie wollte gerne auf den anderen Weg wechseln, doch es war nicht einfach so möglich, und für ein Umkehren schien ihr die Zeit zu weit fortgeschritten, der Umweg zu lang. Also ging sie auf dem Asphalt vorwärts und musste sich immer wieder zwingen, nicht hinüberzuschielen, die Wehmütigkeit in ihrem Kopf nicht zuzulassen.

Stephanie studierte Geschichte und Politik, sie sahen sich nur noch selten, telefonierten ab und zu, schrieben sich Briefe. Es war schwierig, die Freundschaft auf diese Entfernung aufrecht zu erhalten, nicht nur die räumliche Entfernung stand zwischen ihnen. Die Stimmen am Telefon nahmen immer mehr Abstand voneinander, der Zwischenraum der einzelnen Sätze und Worte drängte sich immer mehr auf. Stephanie war bemüht, nicht allzu enthusiastisch von ihren neuen Erfahrungen, Bekanntschaften und Freunden zu erzählen, dennoch merkte Laura, dass sich am anderen Ende der Leitung und an der Adresse, die sie auf die Umschläge schrieb, ein neues Leben entwickelte, sich eine neue Welt erschloss, während sie in der alten Welt, in ihrem Leben gefangen schien. Die Telefonate wurden kürzer

und spärlicher, die Briefe seltener, am Schluss blieben nur noch Weihnachtskarten und Geburtstagsgrüße übrig.

Lauras Welt wurde ruhig. Sehr ruhig. Das Angenehme der Ruhe wurde schnell zur Langeweile, die Entspannung zur Anspannung, zur Verspannung, das Rasten zur Lethargie, und aus Laura ein Phlegma. Sie verkroch sich in ihre Gedanken, schrieb sie nieder, füllte ganze Bücher damit, ohne sie jemandem zu zeigen.

Die Strassen sind herbstregennass. Die Luft kündigt durch ihre Kälte den Winter an. Der Tag stirbt in der Dämmerung des Abends. Zurücklehnen. Nur noch die Finger sind kalt. Die Finger und etwas innen drin. Kalt und leblos. Nach der Ruhe also die Leblosigkeit, also die Kälte. Die Finger graben sich in die Taschen, erleben langsam Wärme. Zurücklehnen. Die Finger, sie sind nicht mehr kalt. Da ist etwas innen drin.

Henry 10

Er kramt in seiner Hosentasche, holt seine Brieftasche hervor und entnimmt ihr eine Photographie. Es ist das Bild einer Frau, ein Bild von Sarah. Er weiß nicht, weshalb er es noch immer bei sich trägt, nach all den Jahren, aber er will es nicht verlieren und er will es nicht irgendwo verstauen, denn er kann Sarah in seinem Kopf auch nicht einfach ablegen. Er schaut sie sich an, das Bild zeigt sie in einem Park, barfuss und lachend. Er weiß noch genau, wie er es aufgenommen hat, er war damals ziemlich glücklich, und vielleicht, wer weiß, war es Sarah ja auch irgendwie. Er steckt das Bild zurück in das Fach hinter den Banknoten und lässt die Brieftasche wieder in der Hose verschwinden. Vor ihm biegt ein kleiner Weg von der Hauptstrasse ab, er bleibt stehen und folgt dem Weg zuerst mit den Augen zwischen den Bäumen hindurch, dann blickt er sich noch einmal um und geht in die Kühle des Waldes.

Sarah besuchte einige der Vorlesungen, in die auch Henry ging, verpasste keine Literaturstunde. Einmal sprach sie ihn nach dem Unterricht an.

„Sind wir nicht auf dieselbe Schule gegangen?“

Henry nickte: „Ja, das sind wir. Du bist Sarah, nicht wahr?“

„Ja... haben wir uns denn schon irgendwie kennen gelernt? Ich kann mich nämlich nicht an deinen Namen erinnern, tut mir leid.“

„Ist kein Wunder. Ich kenne deinen ja auch nur, weil ich ihn auf deinem Heft gelesen habe, damals in der Bibliothek. Ich bin Henry, Henry Gerber.“

„Freut mich, Henry. Was studierst du hier? Außer Literatur, versteht sich.“

Es stellte sich heraus, dass Sarah Literatur und Wirtschaft als Hauptfach gewählt hatte, das zweite eher aus Notwendigkeit. Ihre ganze Leidenschaft galt den geschriebenen Worten alter und neuer Meister. Mann, Heming-

way, Dickens, Garcia Marquez. Sie hatte eine Vorliebe für amerikanische Erzähler, und als Henry ihr sagte, dass ‚Die Grasharfe‘ von Capote eines seiner Lieblingsbücher sei, war sie angenehm überrascht.

Die Tage waren schöner, wenn Sarah sie erfüllte. Schon ihr Anblick reichte Henry aus, um den Regen zu vergessen, es dauerte nicht bis zum Abend, bis er den Sonnenschein erkannte. Es fiel ihm leichter, zu akzeptieren, dass die Realität ein angenehmer Ort zu leben sein konnte.

Er mochte die kühle Distanziertheit und die Ruhe, die von Sarah ausging, ohne dass sie irgendwie abweisend wirkte. Vielleicht ein wenig schüchtern, unsicher. Und geheimnisvoll. Etwas spielte sich in ihrem Innern ab, woraus Henry nie richtig schlau wurde, ein innerer Kampf unter der stillen Oberfläche, etwas, das ihr ständig auf den Lippen zu liegen schien, sie aber nie in der Lage war, es in Worte zu kleiden. Wie sich die beiden ein wenig besser kennen lernten und sich das thematische Spektrum der Gespräche langsam ausdehnte, versuchte Henry, ihrem Geheimnis – oder waren es mehrere – behutsam auf den Grund zu gehen. Doch es schien ihm, als gebe es eine genau definierte Grenze, ein „Bis hier und nicht weiter!“, ein unwillkürliches Stoppsignal. Manchmal, wenn Henry zu weit gegangen war, zog sich Sarah verletzt zurück, wie ein angefahrenes Tier, widersetzte sich jeder Berührung, jeder Annäherung. Und er musste warten, bis sie sich erholt hatte, die Wunden verheilt waren. Meistens dauerte dies zwar nicht allzu lange, aber Henry quälte sich an seinem Schuldbewusstsein, fühlte sich verantwortlich, ohne in der Lage zu sein, diese Verantwortung tragen zu können. Und wenn Sarah sich wieder erholt hatte, war es Henry, der eine Normalisierung der Situation verzögerte.

Wenn die Umstände von der üblichen Gelassenheit und Ausgeglichenheit geprägt waren, verlief ihr Zusammensein zunehmend harmonisch, vertrau-

ensvoll. Wenn man bedenkt, wie schwer es Henry zuweilen fiel, Fremdes und Fremde in sein Reich zu lassen, hatte Sarah für diesen Zugang nicht allzu große Mühe aufwenden müssen, und er fragte sich ab und zu, ob sie diese Anstrengung wirklich auf sich genommen hätte, wenn sie dazu gezwungen worden wäre.

Im Laufe des ersten Jahres an der Universität wuchs das Gemunkel, dass Sarah und Henry ein Paar seien. Nicht nur, dass sie meist miteinander gesehen wurden, auch ihr gegenseitiges Verhalten schien die Vermutungen zu bestätigen. Wenn sie zusammen waren, und sie waren es oft, dann schien ein unsichtbares Kraftfeld die beiden einzuschließen, und nichts konnte nach draußen dringen, nichts hineingelangen. Sie atmeten ihre eigene Luft, an der andere erstickt wären, sie sprachen ihre eigene Sprache, die nur sie beherrschten. Und auch Sarah und Henry verspürten wohl dieses Kraftfeld, bemerkten, dass sie Teil von etwas Besonderem, Einzigartigem waren, aber sie brachten es nicht in eine greifbare Verbindung mit Romantik, mit Liebe, höchstens mit einer abstrakten Art von Liebe. Henry war sich ihrer Einstellung diesbezüglich nicht gewiss, bezweifelte ein präsenten Verliebtsein ihrerseits, doch seiner Gefühle war er sich sicher. Sie sollte die Frau seines Lebens werden, eigentlich war sie es bereits, doch er wollte eine *richtige* Beziehung, wollte ‚Romeo und Julia‘, nicht ‚Harold und Maude‘, obwohl dies sein Lieblingsfilm war. Und es gab nur einen Wunsch, der ihm wichtiger war, als Sarah zu seiner Julia zu machen: Sie nicht zu verlieren. Und er fürchtete, dass genau das geschehen würde, wenn er forderte, was er begehrte.

Manchmal dachte er, sie habe gar kein Interesse an einer Liebesbeziehung, weder mit ihm noch mit einem anderen Mann. War sie in seinen Träumen und Phantasien eine zutiefst sexuelle Frau, konnte er diese Sexualität bei

ihrer realen Erscheinung nicht erkennen, sie nicht aus ihren Bewegungen herauslesen, sie nicht aus ihrer Sprache und ihren Lauten heraushören. Ihre kühle Ausstrahlung, ihre distanzierte Art, genau das war es, was seine Sehnsucht steigerte, genau das ließ den Strudel seiner Gefühle sich immer schneller drehen, und wahrscheinlich war es genau das, was zur Explosion, zum Kollaps führte. Er gestand. Seine Empfindungen, seine Illusionen, seine Liebe.

„Ich liebe dich, Sarah!“ Einfach so, aus einem Gespräch heraus, das nicht mit einem derartigen Ausspruch in Verbindung zu bringen war. Er hatte ihre Hand genommen, blickte in ihre Augen und wiederholte:

„Ich liebe dich. Schon immer, schon seit... ich weiß nicht... schon, seit ich dich zum ersten Mal sah, damals in der Bibliothek. Du bist die Frau, die ich will, die Frau meines Lebens, lass mich der Mann deines Lebens sein!“

Langsam, aber bestimmt entzog sie ihre Hand seinem Griff. Ein gesenkter Blick, ein Seufzen, ein unsicheres Lächeln. Und dann das Kopfschütteln.

Und dann war es vorbei. Es spielt keine Rolle, wie lange man wartet, wie lange man auf die Dinge hinarbeitet, wie lange man sich gedulden muss, um sie zu bekommen, der Verlust vollzieht sich meistens sehr schnell. Man entwirft zuerst ein Bild in seinem Kopf, beginnt dann mit Skizzen, es folgen die ersten Pinselstriche auf der Leinwand. Je mehr sich die Konturen verdichten, je deutlicher man das Leitmotiv des Bildes erkennen kann, umso mehr hängt man sein Herz an dieses Gemälde, immer stärker setzt sich der Gedanke im Kopf fest, gewinnt an Wichtigkeit. Und dann bricht eines Tages jemand in das Atelier ein, stiehlt das Bild von der Staffelei, und die Arbeitsstube wirkt plötzlich leer und nackt, wenn man sie betritt. Das Gemälde, das so kurz vor seiner Fertigstellung stand, hinterlässt ein dunkles Loch im Raum, im Kopf.

Sie gingen sich aus dem Weg, und Henry litt. Seine Befürchtung hatte sich bestätigt, und jedes Mal, wenn er sie sah, wurde ihm bewusst, was er angerichtet hatte. Dass er abgewiesen wurde, war der kleine Schmerz, derjenige, der verging mit der Zeit, den er verarbeiten, aus dem er lernen konnte. Schlimmer war die Qual, nicht einfach nur einen Menschen verloren zu haben, sondern seine beste Freundin, den Fixstern am Firmament, der ihm die Richtung wies und ihm gleichzeitig seine Heimat zeigte. Seine Schuld, seine Dummheit, sein Unverstand. Er unternahm keinen Versuch, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, sah dazu auch keine Veranlassung. Rechtfertigung setzt Recht voraus, und das fehlte ihm. Doch er wollte sich Sarah erklären, sich bei ihr entschuldigen. Auch wenn er nicht glaubte, sie auf diesem Weg zurückgewinnen zu können, es nur leise hoffte, so glaubte er doch, ihr seine Gefühle und Gedanken in aller Deutlichkeit aufzeigen zu müssen. Er schrieb ihr einen Brief.

Liebe Sarah,

Ich habe lange überlegt, was ich dir schreiben soll, und ob ich es überhaupt tun soll. Auch wenn du vielleicht keinen Sinn darin siehst, dass ich dir meine Gedanken mitteile, so will ich trotzdem versuchen, zu erklären, weshalb ich alles, was wir uns aufgebaut hatten, so ungestüm und brutal eingerissen habe, und das Haus, welches wir bewohnten, nun in Trümmern darniederliegt. Ich bin schuld, dass unsere Beziehung, oder wie du es auch immer nennen willst, nun nur noch eine Ruine ist, und es gibt keine Ausflüchte, keine Beschönigungen.

Als ich dir sagte, du seiest die Frau meines Lebens, habe ich nicht übertrieben, es war keine pathetische Floskel. Du bist es wirklich. Vielleicht, wenn ich einmal alt bin und mein Leben größtenteils als Erinnerung in meinem Rücken Bestand hat, werde ich anders sprechen. Ich weiß es nicht. Ich

kenne nur das Leben, das ich im Moment führe, und ich kenne deine Rolle darin. Und wenn ich dich als Frau meines (jetzigen) Lebens bezeichne, hat dies nicht nur einen romantischen Hintergrund, der bei dir ja scheinbar fehlt. Du bist meine Freundin, wenn eben auch nur platonisch. Ich kann mich dir öffnen, wie ich mich niemandem sonst öffnen kann. Du weißt Dinge von mir, die sonst niemand weiß, höchstens meine Eltern, irgendwie.

Und nun darf ich diese Worte nicht mehr in der Gegenwartsform schreiben. Alles, was du warst, bist du nicht mehr, und ich bin dafür verantwortlich. Ich habe dich vertrieben, und es tut mir leid, sehr leid.

Vor dir habe ich nicht gewusst, was es heißt, eine Freundin zu haben. Du hast mir gezeigt, wie es sein kann, hast mir gezeigt, wie wichtig es ist. Vor dir habe ich auch nicht gewusst, wie es ist, verliebt zu sein, du bist oder warst das erste Objekt meiner Schwärmereien. Doch du konntest und wolltest mir nicht zeigen, wie es ist, mit jemandem zusammen zu sein, den man liebt. Und es ist auch nicht dieser Umstand, der mich nun so traurig macht, der mich mein Spiegelbild noch mehr hassen lässt, als ich es sonst bereits tue. Dass meine Verliebtheit zu keinem Resultat geführt hat, tut zwar weh, aber nicht so sehr wie die Tatsache, dass ich eine Freundin, meine einzige Freundin verloren habe. Vergib mir. Vergib mir meine Dummheit, meinen Egoismus, meine Naivität, meine Einfalt.

Ich bezweifle, dass dieser Brief etwas an der jetzigen Situation ändern kann. Und ich verstehe auch, dass du mir aus dem Weg gehst, und vielleicht, irgendwann, werde ich mit einem Lächeln an unsere gemeinsame Zeit zurückblicken können. Und wer weiß, womöglich treffen sich unsere Wege irgendwo in der Zukunft wieder einmal, und wir können gemeinsam lächeln. Ich hoffe, dass auch du dir etwas von unserer Beziehung bewahren kannst, vielleicht schaffe ich es, in deinem Kopf zu einer schönen Erin-

nerung zu werden. Du hast deinen Platz bei mir schon lange auf sicher. Ich werde dich nie vergessen können, es auch nie wollen. Vielen Dank für die Zeit. Vielen Dank für die Erinnerung. Es tut mir leid. Auch wenn es nichts mehr nützt. Leb wohl.

Dein Henry

Die darauf folgenden Monate waren geprägt von einer Reihe von Selbstkasteiungen. Henry fügte sich grundlos Verletzungen zu, mit einem Papiermesser schnitt er sich die Unterarme auf, hinterließ Kratzspuren an den Schenkeln. Als der Winter zu Besuch kam, lief er eine halbe Nacht lang in Boxershorts durch den Schnee, was ihm eine hartnäckige Lungenentzündung bescherte. Unzählige Beulen wuchsen aus seinem Kopf, den er immer wieder gegen Wände und Kanten hämmerte. Er hatte keine Lust mehr zu essen, und so ließ er es denn meistens auch bleiben, nahm in kürzester Zeit etwa zwanzig Kilogramm ab. Auch die schulischen Leistungen ließen nach, er musste Kurse wiederholen. Die Großmutter und seine Klassenkameraden versuchten, mit ihm zu reden, doch er ließ keinen an sich heran.

Er mied Sarah, versuchte alles, um sie nicht sehen zu müssen. Und wenn er sie irgendwo entdeckte, schaute er weg, machte weite Bögen. Sie versuchte einige Male, mit ihm zu reden, doch er ließ es nicht zu. Wenn sie ihn ansprach, reagierte er defensiv, schnippisch, wie ein kleines Kind, das unerlaubterweise einen Keks genommen hat, und nun jede Aussage verweigert. Seine Schuldgefühle wandelten sich in eine Abneigung, bauten eine Mauer um sich, und Sarah gab irgendwann auf, über diese Mauer gelangen zu wollen.

Sarah 10

„Wann ist dein Vater gestorben?“ will Christian wissen, nachdem er sicher ist, dass Sarah zu Ende erzählt hat.

„Als ich zweiundzwanzig war.“

„Hast du... warst du traurig?“

Sarahs Hand umklammert ihr Feuerzeug und verkrampft sich. „Ja! Ja, ich war traurig, ich habe geweint, ich habe getrauert! Weshalb habe ich um diesen Mann getrauert, weshalb hat mir sein Tod wehgetan, wo *er* doch *mir* wehgetan hat? *Das* ist es, was ich nicht verstehe, warum habe ich ihn vermisst?“

Christian schweigt. Was soll er auch sagen, denkt sie, weshalb sollte er mir antworten können? Er antwortet auch nicht.

„Dieser Mann, der meine Mutter geschlagen hat, der sie vergewaltigt hat, der mich geschlagen hat, der mich... verdammt, ich müsste ihn zutiefst hassen! Eigentlich hasse ich ihn auch, aber...“

Er nimmt ihre Hand, legt seine Finger um sie.

„Du verstehst das nicht!“ flüstert sie und trocknet Tränen mit dem Daumen.

„Ich meine... *ich* verstehe es ja nicht einmal!“

„Stimmt, ich verstehe es nicht. Ich muss es auch nicht verstehen. *Du* musst es verstehen, musst es akzeptieren lernen. Diese Dinge, sie sind passiert, nichts kann sie aus deiner Vergangenheit herausstreichen, sie sind da, sie sind real. Du kannst nichts dagegen machen, du kannst nur versuchen, mit ihnen zu leben.“

„Seit ich denken kann, versuche ich ja nichts anderes. Scheinbar gelingt es mir einfach nicht richtig!“

Sie hat ihm alles erzählt, jede Einzelheit. Er weiß Bescheid über die Schmerzen ihrer Vergangenheit, über die Gedanken, die sie quälen. Er weiß alles, und nun fragt sie sich, ob es richtig war, ob er das Recht hat, alles zu wissen, ob sie das Recht hatte, alles zu sagen, zu erzählen. Sie kennt ihn nicht, vertraut ihm nicht, aber vertraut sich ihm an, voll und ganz. Sie hat gedacht, sich gereinigt und befreit zu fühlen, den ganzen Schmutz abwaschen zu können, nur indem sie sich mitteilt, sich offenbart und alles nach draußen dringen lässt. Doch nun liegt der Haufen vor ihren Augen, und sie kann ihn treten, ihn zertrampeln, aber sie sieht ihn immer noch vor sich, er verschwindet nicht, nur weil Christian ihn jetzt auch sehen kann. Sie schämt sich. Schämt sich vor ihm, vor sich selbst. Und sie ist wütend und enttäuscht, über ihn, über Christian, weil er ihr jetzt einfach gegenüber sitzt und nicht weiß, was er mit dem Haufen vor ihnen anfangen soll, weil er nicht weiß, wie man ihn vernichten kann. Er weiß nicht, wie er sich anfühlt, dieser Schmutz.

„Ich hätte es dir vielleicht nicht erzählen sollen“, sagt sie.

„Doch! Ich glaube, es ist gut so. Es ist gut, dass du es herausgelassen hast!“

„Nun, ich weiß nicht“, meint Sarah.

„Bereust du, dass du es mir erzählt hast?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, ich bereue es nicht.“

Womöglich tut sie es tatsächlich nicht. Dennoch ist es ihr unangenehm, ihm länger gegenüber zu sitzen. Sie entschuldigt sich und geht zur Toilette.

Als Sarah an ihren Platz zurückkehrt, packt Christian gerade seinen ‚Gatsby‘ zurück in seine Tasche.

„Wir sind in wenigen Minuten da“, sagt er ein wenig kleinlaut. „Es hat mich gefreut, dich kennen zu lernen. Wenn du willst, gebe ich dir gerne meine Telefonnummer, aber ich gehe davon aus, dass du sie nicht möchtest.“

„Tut mir leid, Christian. Es war sehr schön, dich kennen zu lernen, und ich danke dir, dass du mir zugehört hast. Aber ich kann das nicht mehr. Ich kann nicht. Es hat keinen Sinn, mir deine Nummer zu geben. Du wirst nie mehr von mir hören. Ich weiß nicht...“

„Ist schon gut. Ich habe irgendwie damit gerechnet. Tu mir einfach einen Gefallen: Pass auf dich auf. Okay?“

Sarah sagt nichts. Sie nickt. Vielleicht ist es dann keine Lüge. Wenn man nichts sagt.

Mike 10

Seine erste richtige Freundin hieß Danielle, sie waren damals beide etwa fünfzehn Jahre alt, und er war auch ihr erster Freund. Sie gingen in dieselbe Schule, nur in andere Klassen. Sie war eines der hübschesten Mädchen, hatte aber den Ruf, eine Schlampe zu sein, mit jedem Jungen rumzumachen, mit vielen soll sie auch schon im Bett gewesen sein. Dies sagten zumindest viele Stimmen in der Schule, die sich dann jedoch als Lügner und Neider herausstellten. Mike war nicht nur der erste Junge, mit dem Danielle intim wurde, sondern sogar der erste, der sie je geküsst hatte. Er war ziemlich überrascht, als sie ihm dies erzählte, doch irgendwie auch von Stolz erfüllt. Er versuchte, ihr Ansehen in der Schule ein wenig zurechtzurücken, brachte die Nörgler zum Schweigen.

Sie waren etwa zwei Monate zusammen, dann hatte er genug. Langeweile hatte sich in die Beziehung geschlichen, nichts Neues geschah, Danielle war nicht bereit, Mike in absehbarer Zeit viel weiter als unter die Bluse vordringen zu lassen. Und so zog er die Konsequenzen und ließ sie sitzen, um mit der kleinen Olivia zusammenzukommen, die keinen verruchten Ruf hatte, ihm aber eher gerecht geworden wäre. Sie war es dann auch, mit der er zum ersten Mal Sex hatte.

Olivia gehörte nicht zu den süßen Mädchen mit den Zöpfen, sie verhielt sich mehr wie ein Junge, war schnell dabei, wenn gekämpft wurde, spielte Fußball, und sie war außerdem das erste Mädchen an der Schule, das mit dem Rauchen angefangen hatte. Das erste Mal mit ihr fand auf der Couch ihrer Eltern statt, als diese nicht zu Hause waren. Im Fernsehen lief gerade irgendeine Western-Serie, es wurde geschossen und geritten, und in dieser Geräuschkulisse verlor Mike seine Unschuld. Olivias Gesicht versickerte im

Lauf der Jahre in seinem Kopf, jedoch nicht die Bilder der reitenden Cowboys, die er noch immer vor sich sehen kann.

Es folgten einige Schulfreundinnen, mit manchen hat er geschlafen, andere wollten nicht, dann hat er sich eine Neue gesucht. Mit den wenigsten ging er eine Beziehung ein, und wenn doch, dann hielten sie sich meistens nicht lange. Er war einfach nicht dazu geschaffen, über Monate mit der gleichen Frau zusammen zu sein. Er brauchte ein wenig Abwechslung, immer wieder eine neue Begleiterin, da ihn die alten Gesichter schnell langweilten. Die meisten Namen, die meisten Stimmen schafften es nicht, sich langfristig in seinem Kopf einzunisten, verschwanden aus dem Gedächtnis und aus seinem Leben.

Jetzt liegt er in einem sterilen Krankenhausbett, umgeben von Weiß, und alle kehren zurück, alle finden wieder ihren Weg in sein Bewusstsein, tauchen aus dem Nebel auf, der sie verborgen hielt, der sie vergessen machte. Letzte Schwaden ziehen noch um ihre Köpfe, aber er kann ihre Gesichter erkennen, kann ihre Blicke spüren, er sieht ihr Grinsen. Sie scheinen viel größer zu sein als er, sie sehen auf ihn herunter, wie die Mutter auf ihr Kind blickt, das am Boden sitzt, und dabei drohend den Zeigefinger erhebt, es tadelt, es beschimpft. Doch die Gesichter in seinem Kopf, sie tadeln nicht, sie weisen nicht zurecht, sie lachen nur, lachen, bis ihnen der Speichel aus dem Mund läuft und auf seinen Kopf tropft. Sie zeigen auf ihn, auf seinen Mangel, sein Manko. Ihre Finger sind ihre Waffen, mit denen sie den Verlust *seiner* Waffe verhöhnen, ihr Fehlen untermauern.

Sie führen Theater auf. Eine Komödie, mit viel Tanz und Gesang, es wird viel gescherzt und gelacht. Der zentrale Bestandteil des Stückes ist ein Symbol, ein Zeichen, und über dessen Absonderung werden Witze gerissen, das Leben ohne dieses Symbol wird als wertlos gepriesen und ins Lächerli-

che gezogen, das Ding an sich dagegen auf einen Sockel gestellt, ein Podest, wo es alle sehen können, wo alle sich daran laben können, dass es seinem ursprünglichen Besitzer entrissen wurde. Es wird Allgemeingut, es verkommt zu einem Objekt, dem jede Kraft und Symbolik entzogen wurde, es ist nur noch eine Figur, ein Ding.

Die Schauspielerinnen müssen sich nicht verstellen, keinen Text lernen, denn sie scheinen ihre Rolle derart verinnerlicht zu haben, dass es vollkommen ausreicht, sie ein wenig improvisieren zu lassen. Das Publikum gibt immer wieder Szenenapplaus, und am Schluss bekunden sie ihre Begeisterung durch stehende Ovationen.

Der Jubel verklingt in seinen Ohren, als die Krankenschwester in sein Zimmer tritt. Sie bringt das Nachtessen, stellt es auf das kleine Tischlein, wäscht dann die Bettpfanne aus. Ihm ist schlecht, wie sie sich an seinem Unterleib zu schaffen macht, der ein wenig künstlich, beinahe technisch aussieht mit seinen Schläuchen und Binden. Es wird vieles anders werden, hat Patrick ihm gesagt, und bei den einfachen Dingen fängt es bereits an, Wasserlassen, Reinigung und Pflege, diese Betätigungen wird er neu erlernen müssen, wie ein kleines Kind das Zubinden der Schnürsenkel. Er hat Angst, er fürchtet sich davor, durch einen Schlauch zu urinieren, diesen auszuwechseln, ihn überhaupt zu berühren, sie ekelt ihn an, diese Vorstellung.

Die Krankenschwester verzieht derweil keine Miene. Mit einem Lächeln blickt sie ihn an und will wissen, ob er noch einen Wunsch habe. Mike hat einen Wunsch, sogar mehrere Wünsche, aber er schüttelt nur mit dem Kopf. Sie bittet ihn, sich ein wenig vorzubeugen, dann schüttelt sie sein Kissen aus und stopft es wieder hinter seinen Rücken. Er kann sie riechen,

er inhaliert ihren Duft. ‚Ist es das? Ist das alles, was mir noch bleibt?‘ denkt er sich. ‚Eine Frau zu riechen, ist das alles?‘

Er schaut die Schwester an. Sie sieht eigentlich nicht schlecht aus. Ein wenig uninteressant vielleicht, etwas zurückhaltend scheint sie zu sein. Aber sie ist nett, sie hat ein herzliches Lachen. Sie öffnet das Fenster, die frische Luft zirkuliert im Zimmer und lässt Mike sein Leben etwas lebendiger, realer erscheinen.

„Entschuldigung? Schwester...“

„Nicole! Ja?“

„Ich... ich weiß, es klingt dumm, aber ich hätte da eine Frage: Wenn sie mit einem Mann zusammen sind, und der Mann, ...also der Mann ist eigentlich gar kein... er ist vielleicht impotent, oder...oder er hat eine Krankheit da... er kann einfach nicht mit ihnen... sie können nicht miteinander... Liebe machen, verstehen sie?“ Sie nickt. „Ja... dann, also würden sie trotzdem mit ihm zusammen sein wollen, würden sie ihn... lieben können... irgendwie?“

Nicole senkt den Kopf, legt ihn leicht schräg. „Ich weiß nicht. Ich denke, wenn er wirklich der Mann ist, den ich liebe, wenn er wirklich derjenige wäre, dem ich den Rest meines Lebens schenken würde, dann könnte ich es wahrscheinlich, ich glaube es zumindest. Aber eben, ich kann es nicht so... ich weiß es wirklich nicht!“

Mike heftet seinen Blick auf das Bettende, nickt leicht mit dem Kopf. „O.K., danke, vielen Dank.“

„Tut mir leid, dass ich nicht... tut mir leid.“

Er versucht zu lächeln, aber nur ihr gelingt es. Sie schließt das Fenster wieder, schaut sich ein wenig um im Zimmer und geht dann hinaus.

Laura 10

Als Laura zehn Jahre alt wurde, organisierten ihre Eltern ein riesiges Geburtstagsfest in ihrem Haus. Alle Kinder der Schule waren eingeladen, nur ein Bruchteil von ihnen war erschienen, und während sie die unzähligen kleinen Köstlichkeiten versuchten, die ein Party-Service geliefert hatte, oder im Garten spielten und im Schwimmbecken planschten, standen sämtliche Geschenke unausgepackt auf dem Gabentisch und Laura saß in ihrem Versteck im Wald, Lucky schlief auf dem anderen Sessel. In ihrer Hand brannte eine Kerze.

„Es gibt nur uns, weißt du?“ sprach sie den schlummernden Hund an. „Es ist meine Party, die sie da feiern, mein Geburtstag, doch sie brauchen mich dafür nicht. Und ich, ich brauche auch sie nicht. Ich brauche eigentlich nur dich. Wir zwei müssen zusammenhalten, hörst du, dann kann uns nichts passieren. Dann sind wir unbesiegbar.“

Sie tauchte einen Finger kurz in das flüssige Wachs, betrachtete, wie es an der Kuppe trocknete und sich verfestigte.

„Mama und Papa haben wahrscheinlich noch gar nicht bemerkt, dass ich nicht da bin. Und wenn schon, es wäre ihnen wohl auch egal. Sie haben ja auch nicht gefragt, ob ich ein Fest haben will. Sie wollten diese Party. Hätten sie mich gefragt, hätte es keine gegeben. Wenn ich eine Party machen würde, ich würde nur dich einladen, Lucky! Dich und vielleicht auch noch Zeus. Stelle dir das mal vor, ein Hund, ein alter Landstreicher und ein kleines Mädchen feiern zusammen.“

Sie blies die Kerze aus. „Alles Gute zum Geburtstag!“

Vor kurzem war ihr zweiunddreißigster Geburtstag. Es gab kein Fest, keine Gäste, keinen Gabentisch. Ihr Vater schenkte ihr die gleiche Halskette, die

sie von ihm schon zu ihrem Dreißigsten erhalten hatte, ihre Mutter gab ihr ein Designerkleid, das ihr nicht passte, doch sie tauschte es nicht um. ‚Zweiunddreißig‘, denkt sie. ‚Wo stehen andere Frauen in meinem Alter, was sind sie? Schwimmen sie auch? Ich fühle mich allein auf einer kleinen Insel im Ozean, um mich herum nur das kalte fremde Wasser. Und ich weiß nicht genau, was ich tun soll in dieser Situation. Schwimmen kann ich zwar, aber mir fehlt der Mut, mich in das Wasser zu begeben, mir fehlt der Glaube, dass ich das Ufer, dass ich etwas erreichen könnte. Und so drehe ich mich im Kreis und nichts dreht sich um mich. Es tut weh, über die Grenzen meiner kleinen Welt zu blicken und dort diese Fremdheit zu erkennen. Manchmal erscheint mir mein Leben wie ein Tisch auf wackligen Beinen, der jederzeit in sich zusammenbrechen kann. Und immer wieder stelle ich Ziegelsteine auf den Tisch, anstatt die Tischbeine zu reparieren. Und ich habe Angst vor dem Tag, an dem die Last zu schwer wird. Und ich bin ständig auf der Suche, ohne zu wissen, wonach. Der Zustand meiner Seele lässt mich weitersuchen, immer weiter. Ich habe viel, mehr als viele andere, und von außen betrachtet erscheint mein Leben ausgefüllt, glücklich. Doch ich bin nicht außen, ich kann in meine Welt hineinschauen, und dabei erkenne ich meine Unfähigkeit, glücklich zu werden, glücklich zu sein. Und ich bin noch immer auf der Insel, das Wasser wird immer kälter. Schwimmen die anderen?‘

Sie fährt von der Autobahn ab, stellt den Wagen auf einen Parkplatz und verriegelt die Türen. Sie lässt die Sitzlehne herunter und angelt nach der Wolldecke auf der Rückbank, deckt sich zu. Zündet sich eine weitere Zigarette an. Durch das offene Seitenfenster sieht sie die Sterne, die Wolken haben sich vollständig verzogen, es ist klar. Immer wieder schnippt sie A-

sche aus dem Fenster, dann wirft sie den Stummel hinaus und schließt die Augen.

Henry 11

Er ist eine halbe Stunde durch den schattigen Wald gegangen, nun tritt er wieder in den Sonnenschein. Vor ihm erstreckt sich eine Wiese. An einer Stelle verläuft sie ein Stück in den Forst hinein, so dass sie an drei Seiten von Bäumen umgeben ist. Er geht zu dem Platz hin, bis zu seiner Mitte und setzt sich dann auf den Boden. Seine Finger reißen immer wieder braune Grashalme aus der Erde.

Henry machte seinen Abschluss, zwar knapp, aber die Schule war vorbei. Seine Großmutter war mittlerweile so geschwächt, dass sie es nicht mehr schaffte, zur Abschlussfeier zu kommen. Am Tag, nachdem Henry von seiner Zeit als Schüler Abschied nahm, musste er dies auch von seiner Großmutter tun. Er war mit einigen Kollegen aus der Schule auf eine Tour durch die Bars der Stadt gegangen, und als er betrunken nach Hause kam, lag Großmutter in der Küche, mit dem Gesicht auf dem kalten Fußboden. Ihr rechter Arm war seltsam ausgestreckt, die Hand war geöffnet. Er legte sich neben sie hin auf den Boden, bettete seinen Kopf in ihre Handfläche und schlief ein, seiner Großmutter den Arm um den dünnen Körper gelegt.

Zu der Beerdigung war niemand außer ihm erschienen, und als die Erde zurück in das Grab geschaufelt wurde, ging Henry nach Hause und packte seine Sachen. Er hatte eine Stelle als Lektor bei einem Verlag erhalten und war froh, seiner Heimatstadt den Rücken zuwenden zu können.

Die Arbeit machte ihm Spaß, die meiste Zeit saß er in einem hellen Büro und las Manuskripte, korrigierte Fehler. Der Tinner-Verlag, der einem österreichischen Auswanderer gehörte, zahlte ihm ein ansprechendes Gehalt, von dem er sich eine elegante Zwei-Zimmer-Wohnung und einen Wagen

leisten konnte. Er hatte keinerlei Probleme mit der Haushaltsführung, kochte sich jeden Abend etwas anderes, ging manchmal ins Kino, das nur zwei Strassen entfernt war. Zum ersten Mal in seinem Leben war er ganz allein, auf sich gestellt. Die Leere der heimischen Räume ließ ihn eine Einsamkeit spüren, die zuvor seine Großmutter ausfüllen konnte. Wenn er mit jemandem reden wollte, dann waren da nur seine Eltern, er vermisste jemanden, der auch mit ihm sprach.

In seiner Isolation häuften sich die Traumbilder wieder. Zu Beginn waren es zumeist ähnliche Träume wie die bisherigen seines Lebens, Bilder seiner Eltern, wie sie auf der Wolldecke liegen, ihn manchmal anschauend. Illusionen, in welchen er mit ihnen reden konnte. Fast jede Nacht kehrte er zurück in seinen vierjährigen Körper, zurück zu jener Wiese, und die Träume, sie machten ihm schon lange keine Angst mehr. Er akzeptierte sie nicht nur, sondern begriff sie als logischen Bestandteil seines Lebens. Wenn er in Buchhandlungen an Büchern über Traumdeutung vorbeiging, reizte ihn zwar jedes Mal ein Kauf, er blätterte immer wieder in ihnen, aber eigentlich hatte er kein Interesse daran, eine Bestimmung oder Erklärung seiner nächtlichen Ausflüge in die Vergangenheit zu erhalten. Wenn man Dinge in seinem Leben anerkennt, benötigen diese Dinge keine Berechtigung mehr.

Doch allmählich änderten sich die Geschehnisse in seiner Traumwelt. Zuerst waren es nur kleine Dinge, die Wolldecke war auf einmal nicht mehr rot, sondern blau, die Deckel der Plastikdosen dafür weiß. Der Himmel war plötzlich bewölkt. Manchmal regnete es sogar ein wenig. Und dann wandelte sich die Erscheinung seiner Eltern. Sie setzten sich auf. Sie umarmten sich. Sie standen auf der Wiese, sich küssend. Und winkten ihm, winkten ihn zu sich. Nahmen ihn an die Hand, und zusammen gingen sie langsam in den Wald. Einen Wald, den Henry in seinen Träumen jedoch nie von innen

zu sehen bekam, immerzu erwachte er, sobald sie bei den ersten Bäumen angelangt waren.

Die Dinge aus seiner Schlafwelt verfolgten ihn in die Realität. Bei der Arbeit war er unfähig, sich zu konzentrieren, immer wieder schweiften seine Gedanken zu seinen Eltern, immer wieder ertappte er sich, eine Erklärung für deren Veränderung zu suchen. Und nur zu gerne hätte er gewusst, wohin ihn seine Mutter und sein Vater mitnahmen, hätte gerne gewusst, was im Innern des Waldes war.

*

Er klopft sich die Hände ab und steht auf. Sein Blick fällt ihn den nahen Wald, die Sonne blendet ein wenig, und er muss die Augen zusammenkneifen. Die Dunkelheit zwischen den Bäumen wirkt noch schwärzer als in seinen Träumen. Langsam geht er zum Waldrand hin, den Blick nicht abwendend. Beim ersten Baum legt er seine Hand an dessen Stamm und bleibt stehen. Der Boden scheint zu schwanken, er kann nicht erkennen, was in den Tiefen des Forstes auf ihn wartet. Er wagt einen ersten Schritt, doch seine Ohren rauschen, er hat Mühe, sein Gleichgewicht zu behalten. Er geht ein wenig weiter, doch seine Muskeln versagen, er muss sich an einem Baum festhalten, um einen Sturz zu verhindern. Er gibt auf. Dreht sich um und läuft schnell aus dem Wald, zurück auf die Wiese. Er kniet sich hin, nimmt den Rucksack auf und öffnet den Verschluss. Er nimmt eine rote karierte Wolldecke heraus und breitet sie vor ihm auf dem Boden aus. Dann zieht er ein Messer hervor und legt es neben sich. Die Sonne fällt auf die Klinge und zaubert einen hellen Strich auf sein Gesicht. Er lächelt.

Sarah 11

Es gibt nichts mehr zu tun, was ich nicht schon getan hätte, nicht schon versucht hätte. Nichts zu machen, was nicht schon nicht machbar war. Nach vorne schauen! Nichts zu sehen da vorne. Ich kann weit sehen, ich kann breit sehen, doch weit und breit ist nichts zu sehen. Nichts, was noch zu tun wäre. Der Weg dorthin, lohnt er sich überhaupt, welchen Sinn macht er, wenn es auf ihm und an seinem Ende nichts zu sehen gibt, nichts zu tun?

Sie sitzt auf einem Stuhl auf dem Balkon ihres Hotelzimmers, hoch über der Stadt. Die Nacht ist dunkel, eine kleine Gaslaterne spendet spärliches Licht. Ihr Notizbuch liegt aufgeschlagen vor ihr. Sie blättert ab und zu in ihren Gedanken der vergangenen Zeit, liest ihre Worte immer wieder durch, versucht so zu begreifen, was geschehen ist, fragt sich, ob wirklich so viel passiert ist, ob es schlimm ist, ob sie nicht übertreibt in ihrer Reaktion, in ihrem Verhalten. Und mit jedem Mal, wie sie reflektiert und die Tage in ihrem Buch zurückdreht, fallen Tropfen auf das Bild, das sie gemalt hat, das Bild, das ein neues Leben hätte werden sollen. Die Farben zerlaufen, tropfen auf den Betonboden, vermischen sich dort, und unter den verschwindenden Schichten erscheint ein anderes, ein bekanntes Bild, dessen Farben der Regen nicht verwischen, nicht wegwaschen kann.

Der Himmel kann noch so blau sein, der Sommer noch so gegenwärtig, es braucht nur eine oder zwei kleine Wolken, dunstige Flecken an der Decke der Welt, und ich kann die Sonne nicht sehen, kann sie nicht finden, obwohl sie den Baum neben mir bescheint und ihre Strahlen auf die Wiese unter meinen Füßen wirft.

Langsam klappt sie ihr Notizbuch zu und lehnt sich zurück, blickt in die Dunkelheit über ihr. Je länger man in den wolkenlosen Nachthimmel schaut, desto mehr Sterne kann man erkennen. So hat es ihr Vater zu ihr gesagt, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sarah steht auf, lässt das Buch zu Boden fallen und stellt sich an die Brüstung. In ihrer Hand ist immer noch ihr Stift. Sie betrachtet ihn, als ob sie ihn zum ersten Mal sehen würde. Dann wirft sie ihn in die Nacht und horcht auf den Aufprall. Doch sie hört nichts. Wird sie ihn beim nächsten Mal hören?

Mike 11

Seine Mutter hatte ihm nicht viel auf den Weg gegeben. Sie war irgendwie immer da, sie war immer im Haus, in der Küche, im Garten. Sie kam abends an sein Bett, weckte ihn am Morgen, und dennoch, sie stand im Dunkeln, im Schatten des Vaters, und sie wollte oder wagte nicht, aus diesem Schatten herauszutreten. Sie waren beide etwa gleich groß, seine Eltern, aber Mike hatte immer das Gefühl, dass der Vater die Mutter überragte, er schien viel größer zu sein, mehr Platz einzunehmen. Nicht nur auf der Couch oder am Esstisch, sondern auch in Mikes Leben.

Das Schattendasein seiner Mutter hatte ihn nie gestört, er hatte nie seine Hand in die Dunkelheit gestreckt, in der sie sich versteckte. Sie sprach nur sehr wenig, an Mike richtete sie ihre seltenen Worte eigentlich nur dann, wenn der Vater nicht im Haus war. Wenn er da war, hielt sie sich zurück, Mike hatte manchmal das Gefühl, sie mache dies aus Angst vor dem Vater. Er bedrohte sie oft, schlug sie auch von Zeit zu Zeit, wenn er dazu die Veranlassung sah. Mike sah solche Szenen aber nicht allzu häufig, entweder traten sie wirklich nur sporadisch auf, oder sie spielten sich hinter seinem Rücken und außerhalb seiner kleinen Welt ab. Außerdem kümmerte es ihn nicht sonderlich. Sein Vater hatte ihm einmal beigebracht, sich nicht einzumischen, wenn zwei andere sich streiten.

Alles, was er in seiner Kindheit lernte, hatte seine Grundlage im Wissen und in der Meinung des Vaters. Die Mutter zweifelte nichts an, was ihr Mann seinem Sohn beibrachte, und sie selbst konnte ihm nichts erklären, wozu der Vater nicht auch und besser in der Lage gewesen wäre. Natürlich entstanden dadurch einige Lücken, die aber nach der Ansicht seines Vaters nicht weiter gravierend waren. Ein Mann musste nichts über die Intimitäten der Frauen wissen, über die Gefühle ebenso wenig. Überhaupt waren

ausgedrückte Emotionen und Empfindungen in ihrem Haus nur selten zu Gast, und höchstens in einer abstrakten Art und Weise.

Einmal kam Mike nach der Schule nach Hause und fand seine Mutter weinend neben einem zerbrochenen Glasteller. Dieses Geschirr wurde nur an den Feiertagen aus dem Schrank geholt, und ein solcher stand nicht an. Er fragte sie, was passiert sei, doch sie konnte nicht antworten, ihre Worte wurden von den Tränen verschluckt. Als sie sich beruhigt hatte, erklärte sie ihm, sie habe die Teller nur umräumen wollen, dabei sei ihr einer aus der Hand gerutscht und auf dem Boden zerschellt. Sie habe Angst, sagte sie weiter, Angst, dass der Vater sie nun wieder schlage. Sie habe es doch nicht mit Absicht getan, sie habe nur ein wenig aufgeräumt. Mike stand neben ihr und schwieg, dann ging er in sein Zimmer.

Als Mike in eine höhere Schulstufe versetzt wurde, war er sechzehn Jahre alt. Es war eine Art Sonderschule, für Kinder und Jugendliche, die Schwierigkeiten mit dem Lernen hatten. Mike war nicht dumm, er hatte einfach keine Lust auf Schule, so erklärte er sich seine Bildungslaufbahn, und sein Vater gab sich damit auch zufrieden. Auch er hatte eine Spezialebene besucht.

Die Lehrer in der Sonderschule waren entweder übertrieben streng, oder sie ließen jegliche Autorität vermissen und alles mit sich machen. Zu der zweiten Sorte gehörte auch Frau Schultz. Sie war enorm klein und dünn, ihre Stimme war kaum zu vernehmen, außerdem hatte sie ein Auge, das ständig zuckte, vor allem, wenn sie sich aufregte oder nervös war. Frau Schultz war eine Art Lieblingslehrerin von ihm, und Mike machte sich zur Aufgabe, ihr Auge so oft wie möglich zum Zucken zu bewegen.

Am Abend zuvor hatte sie wieder einmal bei ihnen zu Hause angerufen, doch der Vater hatte am Telefon nur gelacht über die Beschwerden von

Frau Schultz, gab Mike danach sogar noch ein Bier aus. In der Nacht überlegte er sich, wie er seiner Lehrerin die ständige Nörgelei heimzahlen könnte. Als er am nächsten Morgen zur Schule ging, tat er es mit einem Lächeln, das er auch behielt, als er vor Frau Schultz hintrat und sie um Entschuldigung bat für all die Dummheiten und Gemeinheiten, die er sich in der vergangenen Zeit geleistet hatte. Er wolle es wieder gutmachen, meinte er, und er wolle sofort damit beginnen. Ob er ihr Auto waschen dürfe, fragte er. Sie war überrascht, sie meinte, irgendwann kommt jeder wilde Junge zur Besinnung. Er dürfe gerne ihren Wagen waschen, allerdings erst nach der Schule. Sie müsse sowieso noch einige Stunden bleiben und Arbeiten durchsehen, da habe er genügend Zeit.

Die anderen Schüler waren längst nach Hause gegangen, als Mike noch immer damit beschäftigt war, den kleinen Honda Civic seiner Lehrerin zu polieren. Er hatte den Schlüssel erbeten, um auch im Innenraum sauber zu machen, und sogar den Motor reinigte und schmierte er, hatte er doch seinem Vater unzählige Male dabei zugesehen. Er hatte seine Arbeit gerade beendet, als Frau Schultz aus dem Schulhaus trat und zu ihrem Wagen kam.

„Der Wagen sieht ja ganz anders aus, wie neu! Vielen Dank, Michael!“ Sie nannte ihn immer bei seinem richtigen Namen, etwas, das sonst niemand tat, und es war eine weitere Eigenschaft, die er an ihr hasste.

Er ließ sie einsteigen, reichte ihr den Schlüssel durch das offene Fenster, und sie bot an, ihn nach Hause zu bringen. Er rückte ein wenig vom Wagen weg und hob seine schmutzigen Hände.

„Nein danke, Frau Schultz, ich gehe lieber zu Fuß.“

„Wie du willst, ich wollte mich nur erkenntlich zeigen.“

„Ach, das brauchen sie nicht, Frau Schultz, ist gern geschehen.“

Sie schaute ihn verwundert an, dann steckte sie den Schlüssel und fuhr von Parkplatz auf die Strasse. Mike rannte ihr lachend hinterher. Leider konnte er es nicht sehen, aber er hörte wenigstens das Krachen und das Pfeifen der bremsenden Reifen. Reifen von anderen Fahrzeugen, denn der Honda von Frau Schultz konnte gar nicht mehr bremsen.

Die Krankenschwester ist wieder im Zimmer, sie steht am Fenster und reinigt den Tisch davor. Ihr weißer Kittel wirkt noch heller, noch reiner im gleißenden Sonnenlicht, das durch das Glas fällt. Sie hat die oberen Knöpfe nicht geschlossen, und als sie sich ein wenig umwendet, kann Mike für einen kurzen Moment ihren Büstenhalter sehen, er ist aus schwarzer Spitze. Der Moment bleibt stehen, die Zeit stockt, er starrt auf ihre Brüste, fasziniert von ihrer Schönheit. Die Schwester wirft ihren Kopf herum, die Haare, in denen sich die Sonnenstrahlen sammeln, scheint schwerelos zu sein, folgt einem Weg außerhalb der Gesetze der Gravitation. Sie streicht einige Strähnen aus ihrem Gesicht und sieht ihn an, lächelt verführerisch, berührt mit ihren Fingern ihren Hals, lässt sie langsam über die Haut gleiten. Für einen kurzen Augenblick fährt ihre Zunge zwischen den Lippen hervor, nur um sich gleich wieder zu verstecken.

Mike gibt sich Mühe, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen, er versucht, gelassen zu lächeln, eine entspannte Haltung einzunehmen. Doch er zittert, ihm ist warm, er brennt in seinem Innern, das Feuer frisst ihm den Sauerstoff. Er atmet tief durch, beruhigt sich, kontrolliert sich wieder.

Sie kommt langsam an sein Bett, immer noch mit dem Lächeln auf dem Gesicht. Die Sonnenstrahlen scheinen sich nicht von ihr lösen zu können, sie bewegen sich mit, um bei ihr zu bleiben. Die Schwester bleibt einfach vor seinem Bett stehen, regt sich nicht, blickt nur zu ihm herunter und

strahlt. Er betrachtet sie. Er ist nervös, seine Muskeln sind angespannt, er blinzelt nicht.

Er ergreift ihre Hand, will sie zu sich auf das Bett ziehen, doch sie bleibt stehen, lässt sich nicht bewegen. Er lockert seinen Griff für einige Sekunden, doch dann umfasst er sie nochmals, stärker, verstärkt sein Drängen, doch sie steht noch immer da, ihr Lächeln ist verschwunden. Er nimmt die andere Hand zu Hilfe, und es gelingt ihm endlich, sie auf das Bett zu zerren. Sie will sich ihm entziehen, sie wehrt sich, doch er hat sie in seiner Gewalt, er drückt seine Handfläche auf ihren Mund, um sie nicht schreien zu hören. Dann reißt er ihren Kittel auf und zerrt an ihrem Büstenhalter. Er gibt nach, und Mike knetet ungestüm ihre Brüste, führt seine Hand dann zwischen ihre Beine. Die Schwester bäumt sich auf, schüttelt sich, und er streift das Nachthemd ab. Er ist steif, er pulsiert, und er ist in ihr. Sie bewegt sich nicht mehr, ist starr, verkrampft. Plötzlich hört er einen Knall.

Die Krankenschwester steht noch immer am Fenster, reinigt den Tisch davor. Ihr Kittel ist bis oben hin geschlossen. Eine kleine Schachtel liegt auf dem Boden, sie ist ihr hinuntergefallen.

„Entschuldigen sie bitte! Ich bin ein solcher Schussel. Habe ich sie geweckt?“

Er weiß nicht.

„Haben sie noch einen Wunsch, Herr Herman?“

Er weiß nicht. Ihm ist schlecht.

Sie lächelt ihm aufmunternd zu.

*

Er darf endlich aufstehen, kann sich relativ frei bewegen, entweder an Stöcken oder im Rollstuhl, den er aber kaum benutzt. Er nimmt jede Gelegen-

heit zu Gehen wahr, dreht Runden auf den Spitalfluren und noch lieber draußen im kleinen Park. Oft sitzt er stundenlang auf einer Bank und füttert die Vögel, es sind meistens Spatzen, hat ihm der alte Mann gesagt, mit dem er häufig den Platz teilt. Schweigend hocken sie nebeneinander, er kommt sich manchmal vor wie die Frau des Greises, und sie verbringen zusammen ihren Lebensabend. Er ist siebzig Jahre alt, sieht aber viel älter aus, Mike hätte ihn auf neunzig oder mehr geschätzt. Er selbst ist gerade einunddreißig, und unweigerlich stellt er sich vor, wie er in vierzig Jahren wohl aussehen, wo und was er sein wird. Er ist nicht einmal halb so alt wie der Mann neben ihm, doch jener ist wenigstens noch ein Mann, auch wenn er es wohl nicht mehr ausleben kann.

Wenn der Alte aus seinem Leben berichtet, hört Mike selten aufmerksam zu. Meistens ist er in seine eigenen Gedanken versunken, manchmal gelingt es ihm auch, an gar nichts zu denken und nur Löcher in den Rasen zu starren.

Die Menschen hier, die Gesunden und die Kranken, er kann sie manchmal kaum unterscheiden, sie gleichen sich, aber nicht ihm. Er ist der Eisbär im Dschungel, die Wespe im Winter. Er wäre gerne unsichtbar, durchsichtbar. Ohne Hülle, ohne Inhalt, visuell nicht existent für die Fremden. Einmal ohne das Gefühl, sein Körper werde zerstoßen von ihren Blicken, durchstoßen und durchbohrt. Wie Nadeln in seinem Kopf. Auch von ihren Stimmen die Nadeln. Wenn sein Körper für einmal verschwinden würde, vielleicht könnte auch die Angst fliehen. Unsichtbar und durchsichtbar würde er sich womöglich nicht mehr so schwer fühlen, nicht mehr so nutzlos und verkümmert.

„Wissen sie“, raunt der Alte mit seiner tiefen Stimme, „in meiner Jugendzeit haben wir jeweils auf diese Tiere geschossen, mit den Gewehren unserer Väter. Wir lagen dann jeweils stundenlang auf dem Boden, haben sie

beobachtet, diese Vögel, und wenn wir einen vor der Flinte hatten, haben wir abgedrückt. Dann sind sie von den Ästen gefallen, und wir haben sie stolz nach Hause gebracht. Der Vater hat dann immer gesagt, man dürfe Tiere nur abschießen, wenn man sie auch essen will. Also haben wir einmal einen solchen Vogel gegessen, es war eine Amsel, soweit ich mich erinnere, sie schmeckte scheußlich, wirklich scheußlich. Wir haben dann nie mehr Vögel gegessen, aber auf sie geschossen haben wir trotzdem noch.“

Der alte Mann wirft einem Spatzen ein Stückchen Brot hin, macht seltsame Laute mit seine Lippen, und fährt dann fort: „Und wissen sie, was das Größte für uns Kinder war? Wenn wir einen solchen Vogel getroffen haben, während er in der Luft war. Verstehen sie? Wenn wir ihn beim Fliegen erwischt haben. Oh... alle haben es versucht, wir haben unzählige Kugeln in den Himmel gefeuert, und einmal, einmal habe ich auch wirklich einen getroffen, so einen fliegenden Vogel. Ich habe geschossen, und er ist einfach runtergefallen, hat einfach aufgehört, mit seinen kleinen Flügeln zu schlagen, und ist auf die Erde geplumpst. Können sie sich vorstellen, wie stolz ich war?“

Mike nickt ein wenig, doch der Alte bemerkt es nicht.

„Ich konnte dann gar nicht einschlafen, ich war so glücklich, mein Herz hat so laut geschlagen, ich bin die ganze Nacht wachgewesen. Nein, sie können sich nicht vorstellen, wie das gewesen ist.“

„Ja, ich denke, das kann ich wirklich nicht!“

Er hatte sie abgefüllt. Er hatte ihr so lange Drinks spendiert, bis sie nicht mehr richtig gehen konnte, sie schwankte, ihr war schlecht, auf dem Weg zu seiner Wohnung übergab sie sich zwei Mal. Auf seiner Couch schlief sie dann ein, wie ein Stein lag sie da, ihre Haare waren zerzaust, die Kleider fielen unordentlich um ihren Körper, aber Mike sah noch immer ihre

Schönheit, ihre Anziehungskraft schien ungebrochen. Also schlief er mit ihr, während sie schlief. Es war nicht *miteinander* schlafen. Es war nicht ‚Liebe machen‘. Aber was war es?

Der kleine Junge stapft in seinen Kinderturnschuhen in den Wald hinein. Die wohl einmal lange braune Hose ist über den Knien abgeschnitten worden, Fransen ersetzen einen Saum. Das Hemd ist wahrscheinlich vom Vater und dem Kind viel zu groß. Der Kopf trägt einen dunkelgrünen Regenhut, obwohl es nicht nach Niederschlag riecht oder aussieht. Das Gewehr schlägt bei jedem Schritt an das Knie. Es scheint schwer zu sein, denn die Haltung des Jungen gleicht der Form einer Banane.

Der kleine Junge ist nun im dichten Wald. Er bemerkt nicht, wie es immer kühler wird, ebenso wenig fällt ihm der Geruch des Holzes auf, der aber auch ihm in die Nase steigen muss. Er riecht etwas anderes, einen stärkeren Duft als derjenige der Bäume. Er legt sein Gewehr auf den Boden und sich daneben, nimmt es wieder in die Hand und schiebt den Lauf vor sein rechtes Auge. Das linke Auge schließt sich zitternd.

Der kleine Junge tritt aus dem Schwarz des Waldes, wo ihm die Sonne entgegenlacht. Er lacht zurück und reißt seinen linken Arm in die Höhe. In der Hand hält er ein lebloses Bündel aus Fell und Blut. Das Gewehr hängt erschöpft über der rechten Schulter. Die Sonne bekommt Angst und versteckt sich hinter einer Wolke. Der Junge senkt seinen Arm wieder und geht weiter, entfernt sich vom Wald, während er immer größer wird, sein Bündel schwerer und der Himmel bewölkt.

Mike starrt weiter vor sich hin, als der alte Mann ihn an der Schulter berührt.

„He, hören sie nicht? Ich habe sie etwas gefragt!“

„Oh, entschuldigen sie, ich war gerade ein wenig in Gedanken versunken.“

„Schon gut, mein Junge, schon gut. Ich wollte auch nur wissen, was eigentlich mit ihnen passiert ist.“

„Ich wurde zusammenschlagen“ meint Mike.

„Ouh... nicht schön, nicht schön. Von wem denn?“

Mike hebt die Schultern.

„Einfach so? Und sie haben keine Ahnung, wer es war?“

Er schüttelt den Kopf. „Sie kamen in meine Wohnung, haben mich verprügelt und alles verwüstet. Dann sind sie wieder abgehauen.“

„Ihr Bein da... gebrochen, he?“

„Ja, an drei Stellen, ist ziemlich kompliziert. Aber es heilt relativ gut, sagt der Arzt.“

„Das ist gut, das ist gut. Und ihr Kopf?“

„Hirnerschütterung. Und ich habe ein Ohr verloren.“

„Ouh... nicht schön, gar nicht schön, nein. Ein Ohr verloren, das ist hart. Ich habe mir beim Mähen einmal zwei Zehen abgehackt, das tat weh. Ja, ich weiß, wie es ist. Verdammt schmerzhaft. Seither kann ich nicht mehr richtig gehen, ich kippe immer auf die eine Seite ab. Aber was soll's, Hauptsache, es fehlt nichts Wichtiges, verstehen sie? Ha! Hauptsache, sonst ist noch alles dran, nicht wahr?“

Mike zittert, er schaut kurz zu dem alten lachenden Mann neben ihm. Dann schaut er wieder zu Boden, er nickt mit dem Kopf.

„Ja, ganz recht, das ist die Hauptsache.“

Laura 11

Sie öffnet die Türe des Hauses. Ein Hund springt auf, kommt schwanzwedelnd zu ihr hin, springt an ihr hoch. Sie streichelt seinen Kopf. Aus einem Zimmer dringt Fernsehlärm, sie geht hinein. Auf der Couch sitzt ein kleiner Junge, sie küsst ihn auf den Scheitel. Er sieht zu ihr hoch, lächelt und erzählt aus der Schule. Sie hört ihm zu, lacht immer wieder, der Junge lacht auch, es ist wunderschön, sein Gesicht. Sie geht in die Küche, öffnet den Kühlschrank, nimmt einen Schluck Orangensaft und betrachtet das Fleisch, das in einer farbigen Plastikschüssel in einer Marinade liegt. Sie geht kurz in den Keller, holt eine Flasche Wein und stellt sie auf die Anrichte.

Der Junge hat den Fernseher inzwischen ausgeschaltet, er sitzt am Küchentisch, vor ihm ein Heft. Sie beantwortet seine Fragen, so gut sie kann, er schreibt mit einer krakeligen Kinderschrift. Der Hund kommt in die Küche, wedelt mit dem Schwanz, winselt leise. Sie nimmt ihn zur Tür und lässt ihn hinaus in den Garten. Der Junge schlüpft ebenfalls hinaus, die beiden spielen draußen mit einem Ball, dann wirft der Kleine einen Stock, den der Hund immer wieder zurückbringt.

Sie geht zurück in die Küche, schaut auf die Uhr, dann setzt sie einen Topf mit Wasser auf den Herd und beginnt, Gemüse zu putzen. Die Türe geht auf, eine männliche Stimme ruft. Sie legt das Messer hin und geht in den Flur. Ein Mann steht da, hängt seine Jacke an einen Haken und stellt eine kleine Aktentasche hin. Sie lächeln sich an, dann legt der Mann seine Hände um ihre Hüften und küsst sie. Er folgt ihr in die Küche, schaut in den Topf, begutachtet den Wein. Er lehnt sich an die Anrichte und redet, erzählt. Gemeinsam stehen sie am Herd, sehen dem Fleisch zu, das langsam die Farbe ändert. Es riecht ausgezeichnet. Sie öffnet ein Fenster, ruft dem Jungen im Garten etwas zu. Er sieht sie an, lacht und nickt.

Kurze Zeit später sitzen sie am Tisch, die Hand des Mannes legt sich kurz auf ihre, und erneut küssen sie sich. Der Junge macht eine Bemerkung, und alle lachen. Das Essen schmeckt hervorragend, es bleibt nichts übrig. Die beiden Männer im Haus bieten ihr an, den Abwasch zu übernehmen, sie nimmt dankend an. Während sie ungeschickt in der Küche hantieren, setzt sie sich vor den Fernseher, schaut dabei gleichzeitig die Post durch. Einige Karten sind dabei, auch Rechnungen. Sie sortiert die Briefe und widmet sich dann dem Fernsehprogramm. Der Junge stürmt hinein, aufgeregt, sie muss in die Küche. Dort steht der Mann, am Boden liegen die Scherben eines Tellers. Er macht ein schuldbewusstes Gesicht, sie beschimpft ihn mit erhobenem Zeigefinger und einem Lächeln, und auch der Mann lächelt. Sie geht zum Wandschrank, nimmt Besen und Schaufel hervor und kehrt die Überreste des Tellers zusammen. Sie küsst den Mann. Er verbietet dem Jungen mit gespielt böser Stimme, hinzusehen. Der Kleine lacht verschämt, stürmt dann wieder in den Garten hinaus. Der Mann hält sie umarmt, sie schauen sich in die Augen und reden leise miteinander, lächelnd. Plötzlich jault der Hund auf, es klingt ein wenig wie eine Sirene.

Laura schlägt die Augen auf. Vor dem Fenster blinkt es blau, zwei Polizeiautos rasen auf der nahen Autobahn vorbei, ihr Signal ist laut. Dann sieht sie die Lichter nicht mehr, auch die Sirenen verstummen wieder. Sie richtet sich auf, blickt auf die Uhr. Es ist fünf Uhr dreißig, der Himmel erhellte sich bereits wieder. Sie reibt ihre Augen, schaut aus dem Fenster. Ihre Finger suchen eine Zigarette, sie zündet sie an, öffnet die Wagentüre und stellt einen Fuß auf den Asphalt, den andern auf die Türschwelle. Sie raucht und legt ihren Kopf seitlich an die Nackenstütze ihres Sitzes.

Sie wirft den Stummel auf den Boden, geht zum Toilettenhäuschen des Parkplatzes. Dann fährt sie wieder auf die Autobahn. Ihr Blick fällt auf eine

kleine Anzeige neben dem Tachometer. Das Benzin sollte bis nach der Grenze reichen. Wenn sie die Augen kurz schließt, sieht sie das Meer. Sie kann es riechen.